

Illustrirte  
**Frauen-Zeitung**

Heft 22.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 15. November 1891.

Große Ausgabe mit allen Kapfern  
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVIII. Jahrg.



H. Giebel 1891

Der Marktplatz zu Kassel. Von H. Giebel. — Siehe Seite 175.



Verbreitung verboten.

## „Wer hat dich, du schöner Wald...?“

Eine Lieder-Erzählung  
aus dem Leben Felix Mendelssohn-Bartholdy's  
von Ernst Pasqué.

1.

## Zwei Mendelssohn-Flügel.

Es waren zwei alte, doch gute Instrumente großen Formats, ein Wiener Flügel von Streicher und ein Flügel-Portepiano von André in Frankfurt. Felix Mendelssohn hat beide oft und gern gespielt und seine musikalischen Gedanken mit Hilfe ihrer Tasten in's tönende Leben gerufen; unter Anderen auch das herrliche, weltbekannt gewordene Männer-Quartett: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ Der Wiener Flügel stand im Saale des Gasthauses „Zur Sonne“ in Eppstein im Taunus, der André'sche in der „Krone“ des Städtchens Hofheim am Taunus. Der dortige Wirth Fach wußte wohl, was er an dem Instrument hatte und hielt seinen „Mendelssohn-Flügel“ hoch in Ehren: er war die Freude seines Alters, der Stolz seines Gasthauses, und jedem Fremden, der dort einkehrte, wurde er zur stillen Bewunderung vorgestellt. Dem Sohne und heutigen Besitzer der „Krone“ stand das altgewordene Instrument im Wege; er verkaufte den „Mendelssohn-Flügel“ seines Vaters unbarmherzig dem Kleinwirth Peter Schäfer in dem nahen Lorsbach — für zwanzig Mark! — Die Tochter des Eppsteiner Sonnenwirths heirathete nach Hofheim in die dortige Ziegelhütte, heute „Schützenhof“; den Eppsteiner „Mendelssohn-Flügel“ nahm sie mit sich in ihre neue Heimath, wo ihn mit der Zeit ein noch schlimmeres Los ereilen sollte, als das seines Hofheimer Collegen. Auf der Suche nach ihm fand ihn der Schreiber dieser Zeilen bei seiner Wanderung durch das schöne Lorsbacher Thal in dem genannten Schützenhofe mit abgeschlagenen Beinen in der Ecke eines zur Kumpellammel gewordenen Tanzsaales, wohl nur noch des Verbrennens werth! — Das war das Ende der beiden „Mendelssohn-Flügel“ im Taunus, — das Los des Schönen auf der Erde! —

2.

## „Auf Flügeln des Gesanges“, und des Meisters „altdeutsches Minnelied“.

Es war im Sommer des Jahres 1836. Felix Mendelssohn hatte in Frankfurt Cécile Jeanrenaud, die Tochter eines französischen reformirten Predigers, kennen gelernt: „jene süße, weibliche Erscheinung, deren stiller und kindlicher Sinn, deren bloße Nähe auf jeden Mann beruhigend wirken mußte.“ Er glaubte in ihr das ersehnte Ideal einer Gattin gefunden zu haben; doch bevor er sich dem geliebten Mädchen gegenüber aussprach, wollte er sein Herz, seine Neigung einer Prüfung unterwerfen, und dazu bedurfte er der Einsamkeit und der Ruhe. Aus diesem Grunde (wie Devrient angiebt), doch auch, „um sich körperlich zu stärken“ (nach Ferd. Hiller), fuhr er über Rotterdam nach dem Haag, um in Scheveningen die einundzwanzig, ihm von seinem Arzt verordneten Seebäder zu gebrauchen.

Mendelssohn stand schon damals, kaum 27 Jahre alt, auf der Höhe seines Ruhmes. Die Düsseldorf'er Episode lag bereits hinter ihm, und seit dem October des vergangenen Jahres dirigirte er die berühmten Gewandhaus-Concerte in Leipzig; die „erste Walpurgisnacht“ und die „Overture zum Sommernachts-Traum“ waren aufgeführt worden, und seine bis dahin erschienenen Lieder wurden in ganz Deutschland mit Vorliebe gesungen. Bohin er auf seiner Reise kam, empfing den jungen Künstler begeisteter Jubel, — weit aufrichtiger und herzlicher, als dies später der musikalischen Gottheit des Tages, Wagner, gegenüber der Fall war. Besonders seine Lieder waren tief in des Volkes Herzen eingedrungen, und man bewunderte und feierte den Componisten nicht allein, man liebte ihn auch.

In Scheveningen sah es damals nicht zum besten mit der Bequemlichkeit der Badegäste aus; erst wenige Jahre früher war dort ein Bad- und Logirhaus „l'Auberge l'Entreprise“ eingerichtet worden, wo die Badekarren bestellt werden mußten. So quartierten sich denn die meisten der Badegäste im Haag ein und legten jeden Morgen das kleine halbe Stündchen bis zum Strande entweder zu Wagen, zu Pferd oder zu Fuß zurück. Also that auch Mendelssohn. Im „Lion d'or“, einem kleineren, doch freundlich gelegenen Hotel nahm er Quartier unter dem Namen Barthold, da er in keiner Weise belästigt sein wollte, und badete in Scheveningen seine „Strafarbeit“ ab (wie er an Hiller schrieb). Im Uebrigen lebte er ein Leben der Langleike; an nichts fand er Gefallen, weil er immer und

immer nur an die ferne Geliebte, an Cécile Jeanrenaud und, wie er scherzhaft sagte: an das Fahrthor in Frankfurt dachte, in dessen Nähe die Ersehnte wohnte.

So saß er an einem lichten August-Abend wieder einsam in seinem Zimmer, mit seinen Gedanken in der fernen, schönen Stadt am Main und bei dem so innig geliebten Mädchen weiland. Das Guillotine-Fenster mit seinen kleinen Scheiben war hoch aufgezogen, doch die frische Nachtlust vermochte ebenso wenig die in der Stube herrschende Schwüle, wie die heiße Gluth zu dämpfen, welche den Sinnenden erfüllte. Da erhob sich Mendelssohn und trat in die nebenan liegende Schlafkammer, um auch hier das Fenster hinauszuschieben, als er plötzlich aufstehend innehielt. Das Fenster ging in einen langen Hof hinaus, der zu beiden Seiten mit verschiedenen Bauwerken eingefast war, und von dort her, ganz in der Ferne, klang es wie Gitarrespiel, und Gesang einer Männerstimme. Nach einer Weile überflog des jungen Meisters Antlitz ein stillfreudiges Lächeln, seine Augen strahlten, denn er hatte die kaum vernehmbaren Töne und Worte dennoch und damit auch das Lied erkannt, welches da in der Ferne zur Gitarre gesungen wurde. Es war seine eigene Composition des Heine'schen Gedichtes: „Auf Flügeln des Gesanges“. Doch verzog er auch bald wieder das Gesicht zu einer leichten Grimasse, denn der Gitarrespieler hatte sich mit selbstgewähltem, doch schlecht klingendem Accord über eine Stelle der Begleitung hinweghelfen wollen, für die seine Fertigkeit auf dem einfachen Instrument wohl nicht ausreichen mochte. Langsam erhob sich Mendelssohn, verließ die Schlafkammer und trat in den nächstlich stillen Hof hinaus, um zu sehen, wer denn eigentlich sein Lied mit solcher fatalen Begleitung spielte und singe. Leise folgte er den Klängen, die ihn endlich vor das Fenster einer Stube zu ebener Erde führten, die durch eine Dellampe matt, doch genugsam erhellt wurde, um dem Ueberraschten ein Bild zu zeigen, würdig der alten niederländischen Meister, — wenn auch in's Moderne übertragen.

An dem Tische, auf dem die Dellampe brannte, saß ein junger Bursche in seiner Haus- und Arbeitsjacke, — es war der Hausknecht, der „Jan“ des Hotels, wie Mendelssohn sofort erkannte; vor ihm lag ein gedrucktes Notenheft, und daneben stand ein großer, blauweißer Delfter Krug mit zinnernem Deckel, wohl nur mit dem leichten einheimischen Bier gefüllt. Im Arm hielt er die Gitarre, sang und schien dazu aus dem Notenheft zu spielen, das doch nur eine Klavierbegleitung enthalten konnte. Der Sänger war nicht allein. Neben ihm stand ein junges Mädchen, die Linke vertraulich auf die freie rechte Schulter des Künstlers aus dem Bolke lehrend, und mit glänzenden Augen schaute sie ihn an, während seine Blicke an der jungen Schönen hingen, sein Gesang sichtlich nur an sie gerichtet war. Es war eine echt holländische Schönheit in der kleidsamen und so originellen Tracht der Seeländerinnen. Das jugendfrische Antlitz mit dem blendendweißen Teint und den runden, rothen Wangen umrahmte in allerliebster Weise das schneeweiße, von einem goldenen Ohrring gehaltene Spitzen-Kopftuch. Wie strahlte Mendelssohn's Auge, wie klopfte des angehenden Bräutigams Herz bei diesem lieblichen Bilde! Doch er konnte nicht länger dabei verweilen, denn der musikalische „Jan“ des Hotels — der eigentlich Piet, oder gar Peter hieß, hatte ein Notenblatt umgeschlagen und ein neues Lied zu spielen und zu singen begonnen. Es war wahr und wahrhaftig das schwierige „altdeutsche Minnelied“ Mendelssohn's, doch diesmal wurde des Lauscher's Freude arg vergällt, denn begleitende Accorde belam er zu hören, die ihn zusammensahren machten, als ob ein böses Insekt ihn gestochen hätte. Das war nicht mehr zum Aushalten, und schon wollte er davonlaufen, als der Sänger eine kleine Text-Variante anbrachte und anstatt: „Du zartes Jungfräulein“ — „Du zart Marielein“ sang. Zugleich umfaßte er mit Blißschnelle die Taille seiner Schönen, und ehe diese sich's versah, hatte er einen herzhaften Kuß auf ihre rothen Wangen gedrückt.

Da zuckte der Lauscher abermals zusammen, doch diesmal aus ganz anderer Ursache. Mit einem tiefen Seufzer rang es sich aus seinem Munde: „Ach Cécile!“ Dann wandte er sich wieder nach seiner Schlafkammer, und leise die Melodie seines Minneliedes aufnehmend, summte er fast seufzend vor sich hin:

„Leuchtet heller als die Sonne,  
Ihr lieben Keuselein!  
Bei Dir ist Freud' und Wonne,  
Cécile, Du zartes Blümelein!“ —

3.

## Ein musikalischer Hausknecht und ein Mendelssohn-Autograph.

Am anderen Vormittag, von Scheveningen zurückgekehrt, ließ Mendelssohn den Jan des „Lion d'or“ zu sich auf's Zimmer kommen, und bald darauf stand denn auch der junge Bursche vor dem fremden Herrn, die Nähe in der Hand, erwartungsvoll zu ihm auf-

schauend. Mendelssohn musterte einige Augenblicke wohlgefällig die jugendlich kräftige Gestalt mit den frischen Zügen und dem offenen, intelligenten Blick, dann fragte er:

„Ihr heißt hier im Hause gewohntermaßen Jan, doch auch Piet-Jan, — richtiger wird wohl Peter sein, denn Ihr seid ein Deutscher.“

„So ist's, Herr! Ich bin von Eppstein im Taunus daheim und heiße Peter Müller,“ entgegnete der Gefragte, merklich erschaut. Mendelssohn fuhr fort:

„Es konnte auch nicht wohl anders sein, denn nur bei uns in Deutschland lernt man die Gitarre spielen und dazu singen.“

Piet-Jan wurde jetzt sichtlich verlegen, endlich sprach er zögernd: „Wie Herr — Herr Barthold, Sie wissen davon?“

„Habe Euch gestern Abend mit rechtem Vergnügen zugehört, — auch glaube ich die Lieder zu kennen, welche Ihr dem allerliebsten Mädchen mit den rothen Wanglein vorsanget. Nur dürfte der Componist nicht zufrieden mit Euren Aenderungen in der Begleitung gewesen sein, hätte er Euch gehört, wie ich Euch hörte.“

Der Bursche war bei dem ersten Theile der Rede roth bis hinter die Ohren geworden; doch rasch faßte er sich, und nur die letzten Worte beachtend, entgegnete er hastig: „Ich vermag es nicht besser, Herr! Die Klavierbegleitung vollständig auf meine Gitarre zu übertragen, dazu bin ich nicht musikalisch genug, und da muß ich mir zu helfen suchen, so gut es eben geht.“

„Warum wählt Ihr denn nicht leichtere Lieder?“

„Ach, Herr,“ rief jetzt Jan mit heller Begeisterung, „die Lieder Mendelssohn's sind gar zu schön! Wo ich nur kann, kaufe ich mir welche, studire sie mir mit der Gitarre ein und singe sie meinem Marielen vor. Früher, da habe ich allerlei dummes Zeug, doch auch hübsche Volkslieder gesungen, und wenn die mir fehlten, machte ich mir frischweg selbst meine Lieder, die Reime waren rasch gefunden und die Töne dazu auch. Aber seit ich die Lieder Mendelssohn's kennen gelernt habe, schäme ich mich meines früheren Thuns und singe nur seine Lieder.“

Mendelssohn war ebenso erstaunt, wie innerlich erfreut über das, was er von diesem Manne aus dem Bolke hatte hören müssen, es war ihm ordentlich wohl zu Muth, wie seit Tagen nicht, und lächelnd, recht aufgeräumt, sprach er: „Also nicht allein Sänger und Gitarrespieler, sondern auch Poet und Componist seid Ihr? Alle Wetter, der „Lion d'or“ weiß wahrhaftig nicht, welchen seltenen Vogel er in seinem Hotel-Näfig bewahrt. Ihr habt mich übrigens recht neugierig auf Eure selbstgedichteten und componirten Lieder gemacht, die müßt Ihr mir vorsingen.“

„Werde mich hüten, Herr!“ entgegnete Peter hastig und abermals erröthend. „Ich habe sie vergessen und will nicht mehr daran denken. Aber Mendelssohn's Lieder will ich Ihnen spielen und singen die Menge, — wenn es Ihnen wirklich Freude machen sollte und Sie nicht im Scherz zu mir geredet haben.“

„Es gilt!“ entgegnete Mendelssohn fast ebenso rasch, „doch unter einer Bedingung. Ihr gebt mir das Heft, aus dem Ihr gestern verschiedene Lieder gesungen habt, und ich schreibe Euch eine ordentliche und richtige Gitarre-Begleitung hinein, die Ihr leicht werdet spielen können.“

„Sind Sie denn so musikalisch?“ klang es zögernd und erstaunt Mendelssohn entgegen.

Dieser mußte hell auflachen, dann entgegnete er: „Nur ein wenig musikalisch bin ich, — nur so viel, als man für das Haus und die Gitarre braucht. Gebt mir nur getrost das Liederheft. Ich werde das Kunststück schon zu Wege bringen. Doch dafür müßt Ihr mir nun auch einen Gefallen thun.“

„Neden Sie, Herr Barthold,“ rief Peter mit heller Freude. „Verschaffen Sie mir eine richtige Gitarre-Begleitung zu meinen Liedern, dann dürfen Sie von mir verlangen, was Sie wollen, — nur nicht mein Marielen!“

„Das gönne ich Dir von ganzem Herzen, guter Peter,“ entgegnete Mendelssohn gerührt, „ich habe bereits mein Marielen gefunden, — wenn es auch einen anderen Namen trägt. Was ich von Dir verlange, ist weiter nichts, als daß Du mir erzählst, wie Du aus dem Taunus an das Meer, aus Eppstein nach dem Gravenhage verschlagen worden bist.“

„Das ist bald erzählt, Herr Barthold. Daheim in Eppstein diente ich in der „Sonne“. Da kam im vorigen Jahr ein reicher Engländer, Herr Melton hieß er, dem die Gegend gefiel und der sich bei uns einquartierte. Er war ein großer Musikfreund, oder richtiger, mit Respect zu sagen, ein wahrer Musiknarr, denn er fand an meinem simplen Gitarrespiel und Singen einen solchen Gefallen, daß ich ihm fast den ganzen Tag vorklimpern und singen mußte. Als ich ihm aber Mendelssohn'sche Lieder sang, da gerieth mein Engländer außer sich vor Entzücken; er gerberdete sich wahrhaft wie närrisch und sagte, daß Mendelssohn, den er



in England gehört und gesehen habe, ein „Messiah of Music“ sei. Er schlug mir vor, ihn mit meiner Gitarre auf seiner großen Reise durch Europa zu begleiten, um ihm Mendelssohn'sche Lieder zu singen. Das war mir schon recht, besonders da mein Engländer auch gut zu bezahlen versprach. Meine Mutter war todt, mein alter Vater redete mir zu, und fort ging es, mit meinem Klimperkasten auf dem Rücken und dabei auf dem Bod eines Reisewagens hinaus in die weite, schöne Gotteswelt, — denn auch auf der Landstraße mußte ich meinem neuen musikalischen Herrn vom Bod herab meine Lieder spielen und singen. Doch weit kamen wir nicht mit einander. Hier im Haag und im Lion d'or, wo wir abgestiegen waren, sah ich mein Marielen, und da mir die ewige Singerei im Fahren denn doch zu viel wurde, — ich hätte meine schöne Stimme dabei verlieren können, und das wäre schade gewesen, haha! — so kündigte ich meinem Herrn glattweg den Dienst. Mein Englishman wettete und fluchte englisch und deutsch; aber es nützte ihm nichts, ich blieb mit meiner Gitarre bei meinem süßen Marielen, dessen Herzchen ich gewonnen hatte, und Herr Melton reiste ab, vorerst über Brüssel nach Paris. Doch vor dem Abschied drohte er mir, nach einem Jahre wieder nach dem Haag zu kommen, um mich zu holen und mitsamt meiner Gitarre nach seinem nebeligen England zu entführen, wenn es sein müßte, mit Gewalt. Ich aber fürchte sein Drohen und Kommen nicht; ich bleibe bei meinem herzerliebtesten holländischen Schatz, bis wir so viel verdient haben, daß wir uns heirathen können. Nun wissen Sie Alles, was ich Ihnen über mich und mein Hiersein, währenddessen man mich zum Jan umgetauft hat, sagen könnte.“

Mendelssohn hatte bei diesem, nicht ohne Humor vorgebrachten Bericht herzlich gelacht, überhaupt seine ihm eigene Heiterkeit wiedergefunden, und er fragte den Piet-Jan noch mancherlei über seine Heimath im Taunus. Jetzt erging sich der musikalische Hausknecht des Lion d'or in begeisterten Schilderungen seines romantischen Geburtsortes Eppstein mit der malerischen, verfallenen Burg und der von mächtigen alten Bäumen umstandenen Delmühle; er plauderte so verlockend von dem herrlichen Vordorfer Thal, das man mit seiner Umgebung gewiß nicht mit Unrecht die „Rassauische Schweiz“ nenne, von dem Stauffenberg mit seinen prächtigen Buchenwäldern, deren Gleichen sich wohl nicht in ganz Deutschland wiederfinden, — wie der ehrliche Bursche mit voller Ueberzeugung meinte, — daß Mendelssohn im Stillen beschloß, bei erster Gelegenheit all' diese Herrlichkeiten wandernd kennen zu lernen. Dann kam der Jan des „Keulen- und Keller-Departements“ mit dem Frühstück, und der Jan des „Schoenen- und Laarsen-Reiches“ mußte den Platz räumen. Doch am Nachmittag klopfte er schon wieder an und brachte dem vermeintlichen Herrn Barthold sein Heft Mendelssohn'scher Lieder, damit selbiger ihm, wie versprochen, eine ordentliche Gitarre-Begleitung hineinschreiben möge. Und der Meister setzte sich wirklich hin und schrieb zwischen die Notenlinien des Klavier-Parts mit seiner feinen, zierlichen Schrift eine einfache Gitarre-Begleitung. Als er nach einigen Tagen mit dieser recht mühsamen Arbeit fertig geworden war, setzte er noch unter die Schnörkel des Titelblattes ebenso klein und fein die Worte: „Für die Gitarre gesetzt von F. M. B.“ Dann erhielt Peter sein Heft zurück.

Schon am anderen Tage kam dieser freudestrahlend zu Mendelssohn auf's Zimmer, voll des Ruhmens über die neue treffliche Begleitung, wodurch die Lieder noch einmal so schön klangen, und erbot sich in seinem Eifer, sie alle, der Reihe nach, dem Herrn vorzuspielen und zu singen. — wenn dieser es auch weit besser verstehen müsse, die Gitarre zu spielen, wie er, der Piet-Jan. Doch Mendelssohn lehnte lächelnd das Anerbieten für den Augenblick ab, — und später kam es nicht mehr dazu. Die „Strafarbeit“ des Badens nahte ihrem Ende, und als das einundzwanzigste und letzte Bad in den Strandwellen Scheveningen's genommen worden war, da zähmte der Meister seine Sehnsucht nach der ferneren Geliebten nicht länger. Er nahm Abschied von dem „Lion d'or“ und dessen musikalischen Hausknecht, dem er von Herzen alles Gute für die Zukunft und eine baldige Vereinigung mit seinem Marielen wünschte, dies Alles in verstoßener Begleitung eines glänzenden Goldstückes, das den wackeren Piet-Jan erst recht glücklich machte. — Aber es sollte für ihn noch besser kommen!

Fast zur selben Zeit, als Mendelssohn in der Richtung nach Delft und Rotterdam's Gravenhage verließ, fuhr eine Extrapost, von Leiden kommend, dort ein und direct auf das Hotel des „Lion d'or“ zu. Ein hagerer Engländer saß darin, und kaum abgestiegen, ohne sich nach einem Zimmer umzusehen, fragte und rief er immer heftiger nach dem Bootcatcher Piet-Jan. Niemand antwortete ihm, denn der Gefragte bildete ja den Mittelpunkt einer Gruppe, die aus dem Hotelier des „Lion d'or“ und dessen sämtlichen Jans und Kammermeisjes bestand und sich so eifrig mit dem gefragten Bootcatcher

beschäftigte, daß sie alles Andere darüber vollständig vergaß. Dies war also gekommen.

Gleich nach der Abfahrt Mendelssohn's hatte der Hotelier sein ganzes Personal um sich versammelt und den Staunenden mit stolzer Miene erklärt, daß sein Haus seit drei Wochen die hohe Ehre gehabt habe, den berühmtesten Musiker und Componisten der Gegenwart zu beherbergen. Denn der Fremde, welcher unter dem Namen Wynheer Barthold hier logirt, sei kein Anderer gewesen, als der weltberühmte Componist — Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Da stieß unjer Piet-Jan einen so furchtbaren Schrei aus, daß alle Anwesenden zusammenliefen, zugleich rief er: „Jah Gief! hätte es mir denken können, — Barthold — Bartholdy, und meine Gitarre-Noten erst!“ — Dann sprang er fort wie der Wind, um nach kleiner Weile mit seinem Notenheft zurückzukehren, und es aufschlagend, auf die geschriebenen Noten deutend, sprach er mit womöglich noch stolzerem Tone, wie der Herr des Hauses: „Schaut her, — dies Alles hat der große Mendelssohn mir in mein — in sein Liederheft geschrieben! Und hier — hier steht's bescheinigt.“ Er hatte dabei die Blätter umgeschlagen, und jetzt erst war sein Auge dem Zusatz auf dem Titelblatt begegnet. — „Hier leset: Für die Gitarre gesetzt von F. M. B., — von Felix Mendelssohn-Bartholdy!“ Hurrah!“

Während sich Alle in stummer Bewunderung über das Notenheft beugten, ertönte plötzlich die Stimme des Engländers, der näher getreten war und nun in seiner gebrocheneren Weise langsam sagte: „Für der Autograph von das Mendelssohn I uill geben ein Pound Sterling.“

„Herr Melton! Er hat wahrhaftig Wort gehalten!“ rief Piet-Jan mit komischer Bewunderung, dann aber setzte er rasch hinzu: „Und wenn Sie mir zehn Pfund Sterling bieten würden, so erhielten Sie das Heft nicht. Es ist und bleibt mein größter Schatz.“

„Well, dann werden I geben twenty Pound Sterling,“ entgegnete gelassen der Engländer.

Da erhob sich ein Murmeln höchster Bewunderung unter den Anwesenden, und das hübsche Marielen, noch einmal so rothbädig durch die ungewöhnliche Erregung, flüsterte ihrem Jan fast zitternd zu: „Gieb ihm das Heft, lieber Jan; bedenke, — zwanzig Pfund, — mehr als zweihundert Gulden!“ Doch der liebe Jan gerieth ob solcher Zumuthung in eine gelinde Wuth, er riß sich von seinem Schätzchen, das sich an ihn gellammert hatte, los und das kostbare Heft an seine Brust drückend, schrie er mit einer wahren Heldentenor-Stimme: „Und wenn der verrückte Engländer mir hundert Pfund bieten würde, ich gäbe meinen Mendelssohn-Schatz nicht her, — nicht her, für keinen Preis der Welt!“

Eine wahre Todtenstille entstand, aus der mit monotonem Klang die Worte des langen Engländers hervortönten: „Well! I werden uiderkommen and wenn I not kann kaufen der Mendelssohn, I werde es mir — nehmen.“ Dann schritt er langsam der Thüre des Hotels zu, bestieg die dort harrende Postkutsche und gab dem Postillon den Befehl, zu wenden, wieder dorthin zu fahren, woher er gekommen sei.

## 4.

## Ein improvisirtes Mendelssohn-Concert in der „Sonne“ zu Eppstein.

Mendelssohn war vom Haag nach Frankfurt gereist, und bald nach seiner dortigen Ankunft feierte er die Verlobung mit Cécile Jeanrenaud, ein Ereigniß, das ganz Frankfurt in Bewegung setzte und auch in deutschen Landen allgemeine freudige Theilnahme weckte. Im folgenden Frühjahr fand die Hochzeit statt, und wir finden den Künstler, dem wir nicht auf allen Wegen folgen können, mit seiner angebeteten Gattin im Juli des Jahres 1839 in Horschheim am Rhein, in der Nähe von Koblenz wieder, wo ihm ein Oheim als Besitzer eines Landgutes lebte. Hier hatte er Begonnenes vollendet, Neues begonnen; so gelangte der großartige achtmümmige 114. Psalm, „Da Israel aus Egypten zog“, zum Abschluß, nebst einigen Liedern für vier Männerstimmen. Gerade auf solche Compositionen stand des Meisters Sinn, weil es „doch die natürlichste Musik ist, wenn vier Leute zusammen spazieren gehen in den Wald, oder auf dem Rahn fahren, und dann gleich die Musik mit sich und in sich tragen.“ So schrieb er seinem Freunde Klingemann in London, den er zugleich um einige Texte bat: „ein Lied, oder ein paar, im Herbst zu singen, oder noch besser im Sommer, oder im Frühling, auf dem Wasser, oder der Wiese, oder der Brücke, oder im Wald, oder im Garten.“ Der Londoner Freund sandte ihm auch recht bald eine Anzahl solcher Lieder-Texte nach Horschheim. Als Mendelssohn Anfang August wieder nach Frankfurt zurückkehrte, vorerst jedoch mit seiner jungen Frau über Ems und Nassau nach Langen-Schwabach fuhr, wo Cécile kurze Zeit bleiben sollte, führte er in seiner Brieftasche die verschiedenen Texte mit sich, die er eifrig

studierte, jedoch ohne sich für den einen oder den anderen entscheiden zu können. Dafür erwachte mächtig die Sehnsucht in ihm, über Berge und Höhen zu wandern, und zugleich entsann er sich seines wackeren musikalischen Hausknechts im Haager „Lion d'or“, und was dieser ihm von seiner schönen Heimath im Taunus erzählt hatte. Rasch entschlossen nahm er herzlichen Abschied von der geliebten Gattin und zog, den Wanderstab in der Hand, das leichte Reisetaschen mit dem „Handwerkszeug“ des Musikers über der Schulter, wohlgenuth in das sonnige Land hinaus, den Bergen und Wäldern des Taunus, die ihm verlockend winkten, entgegen. Ueber Bleidenstadt, den Kellersknopf und Naurod wanderte Mendelssohn in Eppstein ein, wo er einen Masttag zu halten gedachte. Langsam durchschritt er die enge Hauptgasse, die malerische Schloßruine stets vor Augen, und bald war er bei der Kirche angelangt, der gegenüber sich das ihm bereits dem Namen nach bekannte Gasthaus „Zur Sonne“ befand. Er hatte die Schwelle des Hauses noch nicht überschritten, als im Inneren desselben ein so greller Freudenschrei laut wurde, daß Mendelssohn erschrocken zurückfuhr. Doch schon stand ein Mann in Hemdärmeln, mit grauer Leinenschürze angethan, vor ihm, der ihm mit freudestrahlendem Gesicht die entblößten, nervigen Arme entgegenstreckte, als ob er ihn hätte umarmen wollen.

„Piet-Jan, — seid Ihr es denn wirklich?!“ vermochte Mendelssohn endlich zu rufen.

„Freilich bin ich's, Herr — Herr Mendelssohn, denn Barthold allein gilt nicht mehr, ebenso wie Piet-Jan! Und nun danke ich meinem Schöpfer, daß ich zurück in die Heimath mußte.“

„Das Warum müßt Ihr mir später erklären, Peter, vorerst verlangt es mich nach einem Zimmer mit ordentlichem Bett und einer, wenn möglich, gleich ordentlichen Mahlzeit, denn ich gedenke jetzt erst recht bis morgen hier zu bleiben.“

„Das schönste Zimmer des Hauses, das beste Essen und den köstlichsten Wein des Kellers sollen Sie haben, folgen Sie mir nur! Denn der Peter ist hier in der „Sonne“ Hausknecht, Kellner und Kellermeister in einer Person!“ So rief der Peter in seiner Freude und schritt bereits die schmale Treppe hinauf, um den hohen Gast der „Sonne“ in die Staats-Gaststube zu führen. Der Wirth und die Frau Wirthin waren über dem Lärmen ihres Factotums herbeigeläufen, und aus der unteren Wirthstube schauten einige bäuerliche Gäste neugierig auf den fremden Herrn, den der Peter mit solchem Jubel empfangen hatte, der somit eine vornehme Persönlichkeit sein mußte, trotzdem er zu Fuß und bestaubt in den Ort eingezogen und nur einfach „Herr Mendelssohn“ betitelt worden war.

Eine halbe Stunde später saß der neue Gast in dem Sälchen der „Sonne“ vor einem reinlich gedeckten Tisch, und Peter, der eine schneeweiße Schürze vorgebunden hatte, bediente ihn mit dem Allerbesten, was nur in Eppstein hatte aufgetrieben werden können, und erst recht mit dem allerfeinsten Tröpfchen des Sonnenkellers. Doch plauderte er auch und erzählte: wie sein alter Vater zu Anfang dieses Jahres schwer krank geworden sei und nach ihm verlangt habe; wie er sich sofort auf den Weg gemacht und bis zur Genesung des Kranken wieder in der „Sonne“ seinen alten Dienst angetreten habe, — und noch vieles Andere mehr. Mendelssohn brauchte nicht zu fragen und erfuhr doch Alles, was sich mit dem Peter und seinem Marielen ereignet hatte, sogar wie viel Geld ihm von dem musikalischen Engländer für die Gitarre-Begleitung in Mendelssohn's Handschrift geboten worden war.

„Da hättet Ihr zugreifen müssen, Peter!“ schalt ihn Mendelssohn in bester Laune. „Euer Marielen war diesmal klüger als Ihr. Ich hätte Euch schon eine neue und noch bessere Handschrift von mir gegeben, — etwa die Composition, die ich hier zu fertigen gedenke, und Ihr wäret um ein paar hundert Gulden reicher, könntet Euer Marielen heirathen, — wie ich schon längst mein Bräutchen zu meinem Weibchen gemacht habe. Doch jetzt wird's wohl zu spät dazu sein. Schade, — für Euch!“

„O nein, Herr!“ entgegnete Peter. „Der Engländer ist noch jedes Jahr nach dem Haag gekommen und hat nachgefragt, ob ich wollen verlaufen der Autograph von das Mendelssohn's, und er wird mich sicher auch bis hierher verfolgen, findet er mich nicht mehr im „Lion d'or“. Aber mehr geboten hat er nicht, auch ist er stets ganz ruhig wieder abgezogen. Denn ich gäbe meinen Musik-Schatz nicht her, und wenn mein Herzensschatz auch noch zehn Jahre länger auf die Hochzeit warten müßte. Aber Ihr Anerbieten, Herr Mendelssohn, nehme ich mit unterthänigstem Danke an,“ rief er jetzt mit aufrichtiger Begeisterung. „Eine ganze, und noch dazu eine funkelnegeleue Composition von Ihrer Hand, — Wetter! — was würde mir mein Engländer erst dafür bieten? Doch er beläme sie nicht, und wenn ganz England für ihn bitten und bieten würde.“

Das Sälchen war überaus freundlich; eine ganze



Reihe Fenster, die nach der Straße hinausgingen, stand offen, und an einer der Schmalseiten befand sich ein Flügel großen Formats. Draußen schien die Sonne und überfluthete mit ihrem goldenen Schein die Mauern der alten Kirche, die kleinen Wohnstätten mit ihren hübschen Holzgliederungen, welche das Gotteshaus umgaben, und die grüne Bergwand, auf der sich die Burgruine erhob. Mendelssohn hatte mit rechtem Appetit und auch recht gut gespeist; der Wein war wirklich köstlich gewesen. Die Lust zur Musik regte sich in ihm und der Drang, das, was er empfand, in Tönen kundzugeben. Er trat an den Flügel, öffnete ihn und blickte überrascht auf. Es war, wenn auch ein altes Instrument, doch ein Wiener Flügel von Streicher. Schon fuhren die feinen weißen Finger über die Tasten hin, Ton und Stimmung waren noch immer gut, und im folgenden Augenblick sah der Meister vor dem Flügel und spielte — phantasirte, immer eifriger, hinreichender.

Und in der anderen Ecke des Säalchens lauerte Peter auf einem Schemel und horchte. Die Hände hatte er wie zum Gebet gefaltet, als ob er einem Gottesdienst beizuwohne; er hatte sich dabei klein, — so klein gemacht, als ob er nicht würdig gewesen wäre, einem solchen Concerte beizuwohnen. Doch auch auf der Gasse horchte man dem Spiele Mendelssohn's, lautlos und mächtig ergriffen. Peter hatte in seinem Enthusiasmus schon dafür gesorgt, daß sich die Mür von der Ankunft eines berühmten Musikers, der Felix Mendelssohn heiße und der größte Meister seiner Kunst sei, in Eppstein verbreitete, und mittlerweile waren sie herangelommen, Groß und Klein, Alt und Jung, und harrten geduldig draußen auf der Gasse irgend einer Kundgebung des berühmten Mannes, der jedoch noch immer speiste und den Peter erzählen ließ. Nun kam auch der Herr Lehrer, welcher zugleich in der Kirche die Orgel spielte und ein Wissender war, heran und erklärte Allen, die es hören wollten, mit leiser, fast geheimnißvoller Stimme, welch' ein großer, weltbekannter Musiker besagter Herr Mendelssohn sei, was er Großes und Schönes schon componirt habe, sogar vor wenigen Jahren ein Oratorium, „Paulus“ geheißten, das so herrlich sei, wie die „Schöpfung“ des alten Vater Haydn. Da wurden oben die Töne des wohlbekannten Flügels laut, und auf der Gasse verstummte jeder Laut, jeder Hauch. Das war eine Musik, wie die guten Eppsteiner sie im Leben noch nie gehört hatten, und immer schöner, ergreifender und feierlicher wurde sie. Denn Mendelssohn, der eine ganze Weile phantasirt, dabei als echter Künstler in eine weisevolle Stimmung versetzt worden war, hatte als Schluß den mächtigen Chor des 114. Psalms angestimmt, den er just vor wenigen Tagen zu Ende gebracht hatte. Jetzt wurde das improvisirte Concert in der „Somme“ zu Eppstein zu einem wahren Gottesdienst, und als Mendelssohn endlich aufstand und an das offene Fenster trat, um frische Luft zu schöpfen, da fühlte er sich von dem Anblick, der ihm wurde, mächtig ergriffen und an die Stelle gebannt. Auf der Gasse stand eng an einander gedrängt die Menge: Frauen und Kinder die Hände gefaltet, die Männer mit entblößtem Haupte, wie im Gebete. Doch als der Meister sich zeigte, da brach ein Jubel los, der sich weithin bis an die Enden der Gasse fortpflanzte und nicht aufhören zu wollen schien.

Mendelssohn fühlte sein Herz heftig schlagen; der zwiefache Ausdruck der Ergriffenheit und der Begeisterung des Volkes, hervorgerufen durch sein Spiel und seine Person, wirkte übermächtig auf sein empfindsames Gemüth. Er fühlte seine Augen naß werden und vermochte nur, sich dankend zu verbeugen. Dann verließ er das Fenster und eilte in sein Zimmer, dessen Thüre er hinter sich abschloß.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

### Die Frau im Kriege.

Von Fedor von Köppen.

**N**ach der Krieg hat seine ideale Seite. Er ist nicht allein ein Act der rohen Gewalt und der Sieg nicht die Wirkung der materiellen Uebermacht, sondern es ist die Idee, welche die materielle Kraft sich dienstbar macht und mit ihrer Hilfe die Siege des Geistes auf den Boden der Thatfachen überträgt. Auf diesem idealen Gebiete kommt auch das weibliche Element im Kriege zu seiner Geltung.

Zuweilen nimmt schon die Idee selbst, welche die Thatkraft der Menschen zu ihren großartigsten Leistungen im Kriege anspornt, in der Vorstellung des Volkes weibliche Gestalt an. Die religiöse Begeisterung der Ritter in den Kreuzzügen fand ihren Ausdruck in dem Marien-Cultus. Auf einem Hügel im

das Weib auch während des Krieges in der ihm eigenhämlichen weiblichen Sphäre. Den Frauen fällt die schöne Aufgabe zu, die Wunden der grausamen Schlacht durch treue und liebevolle Pflege zu heilen und zu schließen, die blutige Schuld der Männer durch Werke der Liebe zu sühnen und während des Kampfes der rohen Gewalten die zarten Fäden des Gemüthes weiter zu spinnen. Die Leidenschaft des Kampfes trübt die Blicke der Männer, jedoch das eigentliche Ziel des Krieges ganz ihren Blicken entzweinet. Aber mit ruhiger Klarheit blicken die edlen Frauen, die „Friedeweberinnen“, über das wirre Getriebe der Menschen hin und spinnen leichte, sonnige Fäden von einem Ideale zum anderen.

Ein leuchtendes Beispiel der opferfreudigen Hingebung an das Vaterland gaben Preußens Frauen beim Ausbruch des Befreiungskrieges 1813. Als damals der preussische Staat durch lange Jahre der Noth und des Druckes außer Stand gesetzt war, die Mittel zur Unterhaltung so großer Heere aufzubringen, wie sie die Lage des Landes erforderte, da brachten sie ihr Hab' und Gut auf dem Altare des Vaterlandes dar:

„Und was dem Herzen theuer,  
was lieb dem Menschen war, —  
Andenken geliebter Todten,  
vererbt durch lange Jahr',  
Was an froher Unschuld das  
Mädchenherz sonst hing:  
Die reiche Fier des Hauses,  
des Armes goldnen Ring,  
Stolzgeidene Gewänder, die oft  
zum Staat geraucht,  
Glücklicher Ehen Trauring, die  
„Erz für Gold“ getauscht,  
Scharpie und Schuß' und Beinen,  
— man bringt es freudig dar,  
Man möchte Alles opfern auf  
des Vaterland's Altar.  
Wer hat, der giebt mit Freuden,  
und wer nichts hat, der schafft  
Im Schweisse seiner Stirne  
und durch der Arme Kraft.  
Und wer zu arm zum Geben und  
auch zu schwach zum Schaffen,  
Der hilft doch noch zu beten,  
um  
„Weil für Preußens Waffen““.

Unvergessen soll das Beispiel jenes schlesischen Edelfräuleins, Ferdinande von Schmettau, bleiben, welche, — zu arm zu einem anderen Opfer, — ihr schönes langes Haar vom Haupte schnitt, um den Erlös dafür als Spende auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen.

Was die deutschen Frauen in den neueren Kriegen, 1864, 1866 und 1870/71, gethan, ist in vielen Blättern geschildert worden und lebt uns noch in dankbarer Erinnerung. Wir gedenken besonders jener überall thätigen und geschäftigen Soldatenmutter, Frau Marie Simon aus Dresden, von welcher berichtet wurde:

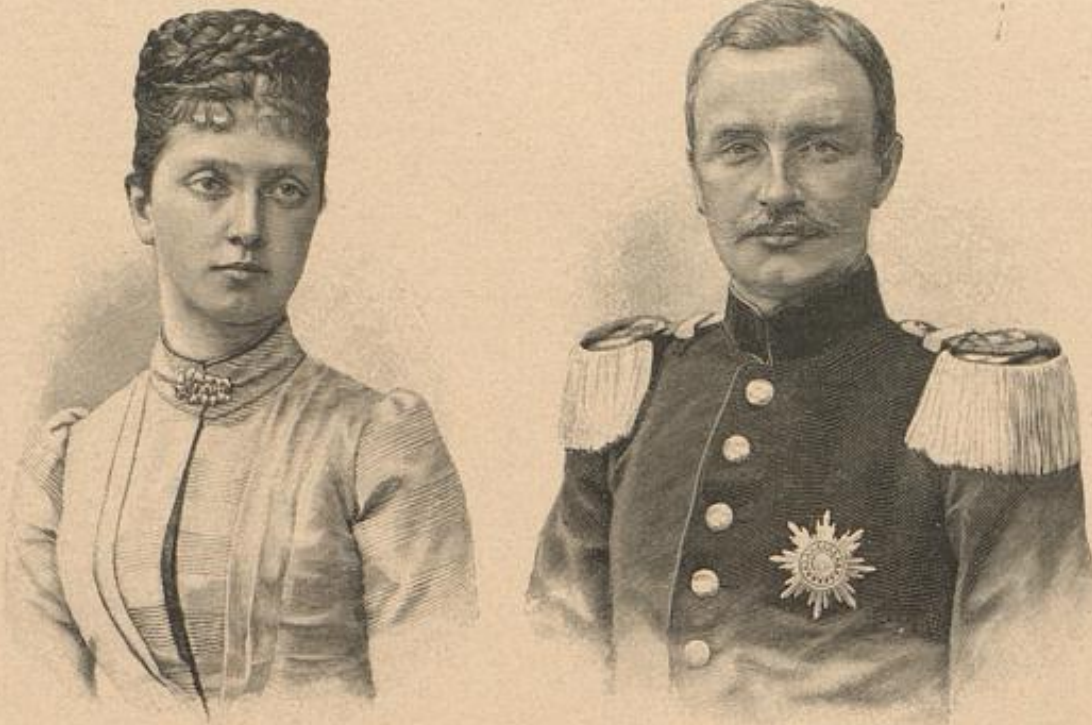
„Es ist eine Freude, Frau Simon bei der Arbeit zu sehen, wie die große, wohlbeleibte Dame in Schwarz, von Manchem vertraulich „Mutterchen“ angeredet, mit ihrem mächtigen Schlüsselbunde den Speicher durchschreitet oder rührend vor einem der Kiefernfehl steht. Die improvisirte Küche befindet sich nämlich im Freien. . . . Da lodert das Feuer den ganzen Tag, und Frau Simon hat stets drei bis vier Kochgeschüßen um sich, die den Waffentrock mit der Schürze vertauscht haben. Die Frau muß einen Weltrauf gewinnen, — heute weißt sie Bayern mit kräftiger Bouillon, morgen Preußen und dann wieder, nach einem Kranlentransport, der aus Soldaten der verschiedensten Regimenter Deutschlands besteht, sogar gefangene Franzosen. Und alle scheiden mit einem Dankesblicke für die ewig heitere, nie rastende Frau, — eine echte, brave Soldatenmutter!“

Bis in den Kreis der Kinder drang die im Jahre 1870 in Altdenkland entfachte Begeisterung. Die kleinen Mädchen vernachlässigten ihre Puppen und nähten Verbandzeug oder zupften Scharpie für die verwundeten Krieger. Ein „Verein kleiner Mädchen“ in Berlin überfandte dem Central-Comité daselbst mit einer Gabe folgende Verse:

„In unserm Herzen, obgleich sehr jung,  
Da flammet doch helle Begeisterung  
Für's Vaterland; wir möchten ihm nützen  
Und denen, die es so tapfer beschützen.  
Nun haben wir hin- und auch hergebacht  
Und eine Auspielung zu Stande gebracht  
Von allerlei Sachen, unschätzbar an Werth,  
Und darum großmüthig umsonst uns vererbt,  
Drei Pfennige nahmen wir für das Loß —  
Die Einnahme war trotzdem sehr groß:  
Acht richtige Thaler find's, die wir  
Dem Comité übersenden hier,  
Acht Thaler, das sagt uns das Rechenbuch schon,  
Sind weit mehr als ein Rapoleon.  
Und wenn wir Ihn, den ja nichts kann zügeln,  
Mit unserm Dreier schon überflügeln,  
Wir kleinen Mädchen, — na guten Morgen!  
Wie werden's Ihn erst die Soldaten besorgen.“

Die Werke christlicher Samariterpflege während der letzten Kriege knüpfen sich vor Allem an das Walten einer edlen hohen Frau: Königin Augusta von Preußen stiftete schon im dänischen Kriege 1864 das Central-Comité für freiwillige Krankenpflege, welches alle Vereine für im Kriege Verwundete und Erkrankte unter einheitliche Leitung stellte. Sie rief dann 1866 den vaterländischen Frauenverein in's Leben, dem sie noch weitere Ziele steckte, als nur die Kranken und Verwundeten des Krieges zu pflegen; er sollte Nothleidenden aller Art im Frieden Hülfe spenden und daneben sonderlich auf die bessere Erziehung der Kinder wirken und christliche Gesinnung im Volke zu fördern suchen. Ein weites Wirkungsfeld fanden diese Vereine 1870. Auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin wurde mit einem Aufwande von 100,000 Thalern ein Baracken-Lazareth hergestellt,

\*) Aus einer Jugenddichtung des Verfassers: „Preußens Erhebung“. Berlin 1855 bei F. A. Herbig.



Prinz Friedrich August von Sachsen und seine Brant, Erzherzogin Louise Antoinette von Toscana. Siehe Seite 175.

Thale der Mogat erhob sich die Burg der deutschen Ordensritter, von welcher, aus einer gewölbten Mauernische, das mächtige Bild der Jungfrau Maria, mit dem Jesuskinde auf dem Arme und dem friedlichen Lilien-Scepter in der Rechten, herab sah auf das Land unter sich. Wenn die Ritter zum Kampfe wider die Heiden auszogen, dann wandten sie ihre Blicke noch einmal nach dem verehrten Bilde zurück und gelobten im Aufblicke zu ihm voll christlicher Begeisterung, das Schwert zur Ehre Gottes zu führen; und wenn sie heimkehrend es leuchtend aus der Ferne wiedererblickten, dann zogen Demuth und Friede in ihre Herzen ein. Die aber im Kampfe den Keulen und Speeren der Feinde erlagen, glaubten sterbend zu sehen, wie der Himmel sich über ihnen aufthat und die Heilige Jungfrau ihnen am Himmelsthor winkle.

In den Befreiungskriegen von 1813—15 erscheint die Königin Luise von Preußen als die Verkörperung der Idee der Vaterlandsliebe, der Befreiung des Vaterlandes von dem Drucke der Fremdherrschaft durch die sittliche Erhebung des Volkes. Die Liebe und Verehrung für die edle, hohe Frau, ihre heimgegangene Königin, ist der ideale Zug, welcher durch die Zeit der Erhebung Preußens und der Befreiungskriege weht. Ihr Bild hat den Preußen vorgeluchtet und sie zu Siegen begeistert in jenem heiligen Kriege „mit Gott für König und Vaterland.“

Auch in dem Kriege von 1870/71 erriehen uns die Macht und Herrlichkeit des geeinten deutschen Vaterlandes, für das unsere Krieger kämpften, unter dem Bilde eines stolzen, schönen Weibes, das kühn, mit vorgebeugtem Leibe, mit Schild und Speer, wie heute ihr Denkmal auf dem Niederwalde, die Wacht am Rheinströme hielt.

Gestalten, wie die Jungfrau von Orleans, wie Thekla, die Tochter Wallenstein's, sind Schöpfungen des Dichters, aber auch sie zeigen uns, wie unser großer Dichter die höchsten und heiligsten Empfindungen, die der Krieg hervorruft, in reinen, edlen Frauen zur Erscheinung bringt. Dort wird das arme Hirtensmädchen von Domremy durch die Vaterlandsliebe, von der es begeistert, durch die Religion des Königthums, von der es erfüllt ist, zur gottgesandten Kriegerin und Ketterin des rechtmäßigen Königs, und hier entscheidet die Jungfrau mit ihrem weiblichen Gefühl den schweren Kampf zwischen Pflicht und Liebe in der Brust ihres Geliebten.

Auch in der Wirklichkeit fehlt es an Beispielen dafür nicht, wie die kriegerische Begeisterung, die ein Volk ergriffen hatte, zarte Jungfrauen zu Heldinnen wandelte. So jene Johanna Stegen, welche auf den Wällen von Vinsburg während des Josephes (1813) den Kriegern Patronen in ihrer Schürze zutrug, so Eleonore Prochaska, die unter dem Namen Auguste Reuz im Lügow'schen Freicorps diente und, in einem Gefechte (16. Sept. 1813) tödlich getroffen, mit dem Gesändniß verchied, daß sie ein Mädchen sei, so Friederike Krüger (aus Friedland in Westfalen), die im Kolberg'schen Regiment den Befreiungskrieg mitmachte und das eiserne Kreuz erhielt, so aus neuerer Zeit (1870) Fräulein Hedwig Kühne aus Koblenz, welche sich zur Pflege der Verwundeten nach dem Kriegsschauplatz begab, muthig einem großen Theile der Schlachten beizuwohnte und am 31. October vom Könige mit dem eisernen Kreuze geschmückt wurde, und viele Andere. Aber nicht als Muster sollen diese Heldinnen hier angeführt sein, sondern nur als Ausnahmen, wie sie eben der Krieg hervorbringt. Seinen schönsten Wirkungskreis findet





Gand aus Pierre Loti's „Islandfischern“. Von Dora Hih. — Siehe Seite 176.



dessen Einrichtungen bezüglich der Pflege und Bequemlichkeit für die Kranken musterhaft waren. Hier waren die Frauen unablässig bemüht, für die Bedürfnisse der Kranken zu sorgen, ihnen Trost und Labung zu bringen. Hier wirkten hochherzige Damen aus allen Kreisen und Ständen, — die Königin Augusta, die Frau Prinzessin Karl und andere Prinzessinnen des königlichen Hauses, die Gräfin Wisnars, Gräfin Noon, Frau Professor Birchow, Frau von Urub, Frau Jachmann-Wagner u. A., — gemeinsam vom frühen Morgen bis zum späten Abend unter dem Zeichen des rothen Kreuzes; und hier wurde zuerst das Dichterwort (von A. von Gottschall) zur Wahrheit:

„Hoch über aller Völker Fahnen  
Schwingt sein Panier der Menschheit Bund.  
Es winkt in schön'rer Zukunft Bahnen  
Das rothe Kreuz auf weißem Grund.“

Schon während des Krieges hatte König Wilhelm an seine Gemahlin geschrieben: „Die deutsche Einheit war durch das Central-Comité der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verbundener und erkrankter Krieger, auf dem Gebiete der Humanität vollzogen, als die politische Einheit unseres Vaterlandes sich noch im Kreise der Wünsche bewegte“. Aber nicht allein der nationale Gedanke der deutschen Einheit wurde durch das Walten unserer Frauen im Kriege gepflegt und gefördert, sondern auch der viel schönere Gedanke wahrer christlicher Humanität, auf welchem der Fortschritt der Menschheit beruht. Entsprechend dem Wesen der Frauen überhaupt, ist ihr Walten im Kriege still und geräuschlos, und es sind vielleicht ihre schönsten Liebeswerke, von denen wir nichts erfahren, als nur den stillen Segen. Groß und rühmensewerth sind die Kriegsthaten der Männer, aber über Manneskraft und Heldenthum, — was da kämpft mit Speeren und was sich deckt mit Schilden, — über Feuer und Eisen siegt das Weib, weil es Weib ist.

Rachdruck verboten.

### Die Rosen von Sanct Märten.

Eine kleine Geschichte von Friedrich Nonnemann.



in leuchtender Spätfrühlingsmorgen war angebrochen und goß seinen Glanz in mein Zimmer über mein bedagliches Bett, in welchem ich eben aus heiteren Traumbildern erwachte. Es war sehr früh, und in der Stadt pflegte ich um diese Zeit noch lange in tiefem Schlummer zu liegen. Hier aber ließ das Himmelslicht, dem keine dunklen Vorhänge den Eingang wehrten, meinen Lidern keine Ruhe mehr, bis sie sich öffneten, und meine Augen halb geblendet die hellgoldenen Strahlen einlogen. Zugleich drangen an mein Ohr Frühlings-töne: eine Drossel sang vor meinem Fenster ihr Liedchen, und ich wurde völlig wach. Ich streckte mich und ließ meine Blicke durch das Zimmer schweifen.

Als mich gestern Abend mein freundlicher Gastgeber, der Pfarrer von Sanct Märten, hineinführte, da war ich von meiner Fußwanderung so ermüdet, daß ich nicht mehr Lust empfunden hatte, die einzelnen Gegenstände zu mustern. Das holte ich jetzt nach, freute mich über den dunkelgebeizten, altmodischen Schrank, den grünlackirten, breiten Ofen und schaute dann das hölzerne Christusbild an, das in der Ecke hing. Es war mit vieler Liebe und Sorgfalt geschnitten; der Ausdruck überwundenen Schmerzes, unter Qualen errungenen Friedens, war in dem Antlitz schön getroffen. Ich sah es lange an und mußte auf einmal an meine Kindheit denken. Wenn ich damals des Morgens erwachte, blickte ich auch auf ein Christusbild; dann kam die Mutter, faltete meine Hände und betete mit mir ein Morgengebet. Das ist lange her; die Mutter ist todt, und das Morgengebet . . .

Fast wollte sich ein schwerer Drud auf meine Seele legen; — doch wie freundlich lachte der Morgen zwischen den reinen, weißen Gardinen herein! Und außerhalb der Fenster: welch eine liebliche Umrahmung! Dichtes Rosenzweig voller Knospen, hie und da auch schon eine halberöffnete Blüthe, wiegten sich im leisen Morgenhauche.

„Was müssen das für Rosenbüsche sein, die hier im zweiten Stockwerk noch die Fenster umranken?“ dachte ich. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Ich sprang auf, öffnete die Fenster, kleidete mich an und schaute hinaus in die schöne Bergswelt, die sich vor mir ausbreitete. Das Pfarrhaus lag nebst der Kirche und dem Friedhofe etwas höher, als das übrige Dorf, dessen weiße, vielfach bemalte Häuser mit den zierlichen, hölzernen Gallerien und den breiten, flachen, steinbedeckten Dächern einen höchst malerischen Eindruck machten. Hinter dem Dorfe dehnten sich, von einem grünlichen, braunsenden Gebirgsflusse durchzogen, üppige Wiesen, dann erhoben sich in mannigfacher Gestaltung Waldberge, Felsstege und in weitester Entfernung Schnee- und Eisipitzen. Mein Herz jubelte, und meine Blicke tauchten mit Wonne in die verdimmende Ferne. Da hörte ich unten eine Thür gehen und sah nach einigen Augenblicken den Pfarrer hervortreten und sich an den Rosen zu schaffen machen, welche die ganze Hauswand bedeckten. Ich rief ihm einen fröhlichen „Guten Morgen“ zu, er blickte überrascht herauf, erwiderte freundlich den Gruß und fragte:

„So früh schon auf?“

„Ja, wer kann einen so wundervollen Morgen verschlafen, wenn alle Anzboten sich vereinigen, um Einen zu wecken: Sonnenschein, Drossellied, Aussicht und die Rosen, die Einen nach dem Fenster winken. Was sind das für unvergleichlich schöne Büsche! Ich habe deren nie von ähnlicher Fülle und Größe gesehen.“

„Ja,“ sagte er, indem er einige sich eben erschließende Knospen abschnitt, „damit hat es seine eigene Verwandniß. Es ist eine Geschichte von Liebe und Leid damit verbunden, und wenn Sie dieselbe hören wollen, so will ich sie Ihnen heute gelegentlich erzählen!“

„Eine Geschichte von Liebe und Leid? die muß ich hören!“ gab ich zurück und lief hinunter zu dem alten Herrn, der mir mit lebenswürdigem Grusse die eine Hand und mit der anderen den dastehenden, eben geschnittenen Strauß reichte.

„Jeder Pfarrer, der diese Stelle erhält,“ fuhr er fort, „betrachtet es als seine Pflicht, die Rosen zu behüten und zu pflegen, und sie haben, wie Sie sehen, die Pflege gelohnt. Es ist fast, als ob in ihnen ein Segen stecke. Denn man sagt, daß seit sie die Wand betranken, äußerst selten Krankheit und Unheil diesem Hause genügt seien. Doch nun kommen Sie, mein lieber Gast! Ein Täßchen frisch bereitetes Kaffees wird Ihnen in der Morgenfrühe nicht unangenehm sein, und ich weite, daß meine alte Kathi den Frühstückstisch bereits hergerichtet hat!“

Wir gingen hinein und fanden den Tisch sauber und höchst appetitlich gedeckt. Wir setzten uns, ich nicht bloß mit einem gesunden Verlangen nach dem dampfenden Getränk, sondern auch voll der Erwartung der verprochenen Geschichte. Doch kam der Pfarrer nicht zum Erzählen, da er meinte, er würde darin wohl bald unterbrochen werden und wolle die Geschichte lieber bis zum Abend für die Zeit nach dem Nachsteffen aufsparen. So mußte ich mich schon gedulden, was mir freilich bei der aufmerksamen Freundlichkeit meines Wirthes und der Schönheit der Gegend nicht schwer fiel. Der Pfarrer nahm mich am Vormittage nach einigen der Bauernhöfe mit, welche zerstreut zwischen grasreichen, von prächtigen Buchen und Ahornbäumen umhegten Weiden lagen, wobei ich genug Gelegenheit fand, sowohl die wunderbare Aussicht zu genießen, als auch das eigenartige Leben und Treiben dieses kräftigen Gebirgs-volkes zu beobachten. Am Nachmittag wurde ein Ausflug auf einen der mächtig hohen Vorberge der Alpen unternommen, so daß ich unter hohen, dunklen Farnen, an rieselnden Quellen, auf Felsen und hochgelegenen Alpenweiden recht in Wald- und Bergfreude schweifen konnte. So verging der Tag, und mit dem Abend kam wieder die Erwartung der verprochenen Geschichte.

Endlich hatten wir das Nachsteffen hinter uns und saßen Beide in einer Fliederlaube beim Scheine einer Lampe, welche Kathi auf den weißgestrichenen Gartentisch gestellt hatte. Der Pfarrer hatte eine Flasche von seinem dreijährigen rothen Johannisbeerwein aus dem Keller geholt; wir stießen an und tranken von dem feurigen, ungarwein ähnlichen Trank. Dann begann der Alte, nachdem er noch einen kräftigen Zug aus seiner langen Pfeife gethan:

„Sie haben, als Sie heute Morgen aus dem Fenster schauten, gewiß das große Bauernhaus nicht übersehen, welches dem Pfarrhause am nächsten liegt; auf seiner Vorderwand ist Christophorus, wie er das Christkind durch's Wasser trägt, abgebildet.“

„Ach sah es,“ antwortete ich.

„Das ist der Holzerbauer-Hof. Dort wohnte vor vielen Jahren, — es war lange vor der Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen, — ein Bauern-Ehepaar, das, alt und gebrechlich, den Hof dem Sohne Hansel übergeben wollte, sobald er eine Hausfrau gefunden haben würde. Er war ein hübscher, stammer Burche; keiner tanzte so kräftig und geschmeidig, wie er, den Schuhplattler-Tanz, und die anderen Burken fürchteten seine Kraft im Raufen. Er hatte schon vielen Bauernknechten den Hof gemacht, keine aber bis dahin genommen und schließlich sein Auge auf Maria, die Tochter des Hahnbauers, — wir haben heute das Haus ja auch besucht, — geworfen. Maria war nun freilich eine ganz besondere Schönheit. Für eine Bauernknechtin war sie nicht derb genug; sie hatte nicht nur seine Hüte, sondern auch zierliche Hände und zarte Glieder. „Das thut nichts,“ hatte der Hahnbauer oft gesagt, „sie braucht nicht zu arbeiten, sie kann ohne Arbeit durch's Leben kommen, dafür will ich schon sorgen. Ihre Mutter, meine Frau selig, war auch so zart; aber die stammte auch aus dem Lande da jenseits der Berge.“

Ja, die Mutter war eine Italienerin gewesen; von ihr hatte Maria die wunderbaren dunklen Augen und die anmuthig beweglichen Glieder. Von ihr hatte sie aber auch die Sehnsucht nach dem fernem Lande geerbt; die Mutter ging an dieser Sehnsucht zu Grunde, und die Tochter fühlte sich niemals recht heimlich in diesem zwar schönen, aber manchmal doch recht rauhen Lande mit seinen derben Menschen. Es war ihr oft, als läge ihr Glück in weiter, weiter Ferne, dort hinter den eisgekrönten Bergen, als müßte von dort einst der Bote kommen, der es ihr brächte. Aber der Bote kam nicht, das Glück blieb aus. Viel umworden, wies sie alle Anträge zurück, da sie für keinen Burken Liebe empfand, schuf sich dadurch viele Feinde und gerieth in den Ruf unerträglichen Hochmuths und anderer schlechten Eigenschaften. Es erging ihr, wie es dem Fremdenartigen oft ergeht; es wird nicht verstanden, und das Unverständene wird zum Schlechten gestempelt.

Einst besuchte sie eine Kirchweih. Da wurde ihr eine große Schmach angethan. Während sie sonst die geschickteste Tänzerin gewesen war, tanzte dieses Mal kein Burche mit ihr. Die Dirnen licherten, die Burken machten ungarzte Bemerkungen, ja einer sang ein derbes Schnadahüpfl ihr zum Spott. Da kam plötzlich der Hansel vorgeprungen, riß die Maria von der Bank und tanzte mit ihr, während die Zither eine beliebte Dreiviertelact-Weise spielte, den Schuhplattler, daß es eine Lust war anzuhören. Nachher gab es zwischen den Burken spitzige Reden und Gegenreden, zuletzt entstand eine Rauferei, und Hansel bekam einen Messerstich zwischen die Schultern, so daß er acht Tage lang krank lag.

„Am meinetwillen hat er den Stich bekommen,“ sagte Maria, die von dem Tage an eine dankbare Theilnahme für den Hansel an den Tag legte, ohne jedoch für ihn jene heiße, gewaltige Regung zu empfinden, welche man Liebe nennt. Bald nachdem Hansel gesund geworden war, hielt er um sie an; sie mochte ihn nicht ungern, seine Eltern und ihr Vater waren's zufrieden, und Beide wurden einander verlobt.

Um diese Zeit, — es war gerade die der Rosen, — starb der damalige alte Pfarrer, und ein ziemlich junger wurde an seinen Platz gesetzt, weil man an maßgebender Stelle für nöthig hielt, gerade hierher eine recht frische Kraft zu bringen. Der junge Geistliche besuchte alsbald die verschiedenen Glieder seiner Gemeinde und kam eines Tages auch zum Hahnbauer, wo man von seinem Kommen wußte. Maria, die ihn noch nicht gesehen, da eine kleine Erkältung sie vom letzten Kirchgang fern gehalten hatte, kam ihm mit einer Hand voll weißer und rother Rosen entgegen, überreichte sie ihm und hätte dieselben in der Verwirrung beinahe fallen gelassen. Denn nie hatte sie ein solches Männerantlitz gesehen. Es war ihr, als sei der Bote aus dem Süden gekommen; die dunklen Augen mit dem weichen und doch so durchdringend scharfen Ausdruck, die schwarzen Haare, der Schnitt des Gesichtes, die ganze Gestalt, — Alles war anders, als sie es bei den hiesigen Männern kannte. Und doch kam ihr der Anstößling so bekannt vor, als künde ein geliebter Mensch vor ihr, den sie lange Jahre hätte schmerzlich entbehren müssen. Er dankte ihr mit bewegten Worten für ihren blühenden Willkommensgruß, sagte, daß die Rosen seine Lieblingsblumen seien, und daß sie ihn immer an seine ferne Heimath, Italien, erinnerten, aus welcher seine Eltern, als er noch Knabe war, ausgewandert wären. Er sei vollkommen Deutscher geworden; allein wunderbar anmuthend sei ihm jeder Gegenstand und jedes Ereigniß, das ihn an das Land seiner Kindheit erinnere.

Von diesem Tage an war Maria's Herz erwacht. Der heimathliche Süden hatte ihr die schönste, aber auch schmerzvollste Gabe gesendet. Sie liebte alsbald den jungen Geistlichen mit der dämonisch-leidenschaftlichen Gluth, deren ihre Seele fähig war, und trotz der heißen Kämpfe, die sie im Innern dagegen

kämpfte. Sie war die Braut eines Anderen, den sie achtete, dem sie um keinen Preis mitren werden wollte; sie wußte, daß, wenn dies auch nicht so wäre, doch ihre Liebe zu dem gottgeweihten Priester eine hoffnungslose sein müßte. Aber die Liebe ließ sich durch diese Gedanken nicht vertreiben, sondern wuchs und verzehrte ihr Inneres. Der Tag ihrer Hochzeit nahte, und immer trostloser empfand sie ihr Geschick. Eines Morgens lag sie neben dem Beichtstuhl auf ihren Knien, um zu beichten. Aber es waren zusammenhanglose Worte, die von ihren zitternden Lippen kamen, und als sie des Geistlichen leise Stimme, der sie ermahnte, in gläubiger Ergebenheit ihre Seele zu beruhigen, als sie diese Stimme hörte, da war es um ihre Besinnung geschehen, und in abgerissenen, in glühender Erregung gesprochenen, von heftigem, halbunterdrücktem Schluchzen unterbrochenen Worten floß ein Geständniß ihrer Liebe von ihren Lippen. Da machte seine von ihm bisher bewahrte Fassung einer wilden Erschütterung Platz; auch sein Herz hatte ja seit der ersten Begegnung mit Maria die seligen, heißen, verbotenen Gefühle empfunden, und, wie sehr er gerungen hatte, sie zu unterdrücken, es war ihm bisher nur gelungen, äußerlich mit keiner Miene, keinem Zuge zu verrathen, was in ihm vorging. Nun lag sie neben ihm, nur durch die Holzwand von ihm getrennt, auf den Knien und suchte bei ihm, dem Priester, in brennender Seelenqual Rettung vor ihrer namenlosen, vergeblichen Liebe. Wahnsinnige Gedanken, tolle, über des Weibes Liebe jauchzende und zugleich seine Seele folternde, schossen durch sein Gehirn. Er dachte das Weib dort in die Höhe zu reißen, an seine Brust zu ziehen und dann mit ihr fort zu stürmen in die weite Welt, vielleicht über's Meer, dahinten lassend den Priesterroß, das Amt, die Pflicht, — brechend sein Gelübde. — Er stöhnte tief auf.

„Es ist zu spät,“ murmelte er endlich, „Du, Mensch, hast keinen Anspruch, kein Recht mehr auf dies Glück, — und, Priester, Dein Amt ruht!“

Er schweig noch eine Weile; endlich hatte er seine Kraft und Selbstbeherrschung wieder gewonnen. In milden Worten sprach er zu der Lauschenden von jenem Meer der Liebe, in welches alle Liebesströme einmünden, in welchem alles Leid und alle Qualen der Liebe in Seligkeit gewendet werden, sprach von dem Lande, das in dunkler Ferne, aber dem gläubigen Herzen doch gewiß und klar, einst alle liebenden Seelen, die hier getrennt hätten wandeln müssen, in ewigem Zusammenleben vereinen würde. Diese Hoffnung sei keine nichtige, sondern ebenso wahrhaftig und sicher, wie sie herrlich sei, und verläre mit ihrem Glanze alle Leiden dieser Zeit. Aber sie würde nur dem, der gläubig und fromm durch's Leben gehe, zu Theil, und fromm sei, wer in treuem Gehorsam gegen Gott seine Pflicht erfülle. So solle sie im Ausblick nach oben sich der, wenn auch schmerzvollen Erfüllung dessen, das ihr als Pflicht gegeben sei, widmen; dann würde auch der Trost der schönsten Hoffnung nicht ausbleiben.

Es drang ihr zu Herzen, denn es kam vom Herzen, was er sprach; sich selbst, nicht bloß ihr, hatte er Trost zugesprochen.

Und als sie endlich die Kirche verließ, da trug sie wohl ein gebrochenes Herz mit hinaus, aber auch den festen Willen, ihre Pflicht zu thun und für diese Welt nichts, für die höhere Alles zu hoffen.

Nach einigen Monaten wurde ihre Hochzeit mit Hansel gefeiert. Als der junge Priester dem Paare mit zuckenden Lippen und bebender Hand den Segen der Kirche spendete, sank Maria ihrem Bräutigam ohnmächtig in die Arme, sah ihn aber, als sie zu sich gekommen war und sein besorgtes Antlitz wahrnahm, mit einem Blick voll Güte und Treue an und gelobte sich, er solle es nicht fühlen, daß ihre Seele zerrissen sei und ihm nicht so gehöre, wie es in der Ehe sein müßte.

Sie glaubte ihr Herz überwunden zu haben; allein der Kampf begann nun, da sie Gattin war, von Neuem um so heftiger. Nie aber kam auch nur die leiseste Andeutung davon über ihre Lippen; sie mußte ein verborgenes, körperliches Leiden haben, meinte man. Ihre Freude waren einzig ihre Rosen, die sie sehr pflegte, von denen einige Arten noch im Freien in dem kleinen zum Bauernhofe gehörigen Gärtchen, andere in Töpfen im Zimmer blühten.

Der Winter kam, und sie wurde immer elender. Der Arzt, den man zu Rathe zog, machte dem Hansel gegenüber kein Hehl daraus, daß er für ihren Bestand fürchte; äußerste Schonung und Partheit sei geboten. Als das Frühjahr wieder herbeigekommen war, und Hansel, um seinem Weibe eine Freude zu bereiten, mehrere neue Rosenarten im Garten eingesetzt hatte, schien es, als würde es etwas besser mit ihr. Sie weilt gern und lange bei den neuen Stämmen und Büschen, betrachtete sie oft, ob sich noch nirgends eine Knospe zeige, und ließ sich dabei von der Frühjahrsfröhe bescheimen und von der lauen Luft umwehen, so daß ihre Wangen sich bald ein wenig rötheten. Den Pfarrer, der erst sein Amt verwaltete, sah sie selten, da Hansel sie wegen ihres leidenden Zustandes nicht gern in die Kirche gehen ließ.

Da war es an einem Samstag, Abends spät, etwa eine Stunde vor Mitternacht, daß der Priester, der sich noch in heiliger Sammlung zum morgenden Gottesdienste vorbereitete, vor dem Fenster seines Arbeitszimmers, das gerade unter dem Fenster sich befindet, aus welchem Sie heute morgen schauten, einen leisen Gesang hörte. Er horchte auf und erkannte mit Entsetzen Maria's Stimme. Er öffnete das Fenster, blickte hinaus und sah im dämmerigen Lichte der Mondfidel das Weib dicht an der Giebelwand am Boden knien und mit ihren Händen ein Loch wühlen. Dabei sang sie fortwährend leise Worte von Rosen und Grabgraben, doch zusammenhanglos, wirr. Er eilte hinab. Als er neben sie trat, hatte sie ihr Werk vollendet, einen kleinen Rosenhöfchen in die Erde eingesetzt und das Loch geschlossen. Er wollte etwas sagen, da bemerkte sie ihn, sprang wild auf und warf sich ihm mit einem jauchzenden Aufschrei an die Brust. Wieder schossen sinnbehörnd jene Gedanken, mit ihr zu entfliehen, durch seinen Kopf; doch nur einen Augenblick, denn er merkte, daß er eine Wahnsinnige im Arme hielt. Er sprach ihr sanft zu und fährte sie nach dem Bauernhof, zu ihrem Gatten, der geschlafen und nicht gemerkt hatte, daß sie das Haus verlassen. Die am anderen Tage herbeigerufenen Aerzte erklärten sie für unheilbar; sie wurde in eine Anstalt gebracht, in welcher sie nach einigen Monaten starb.

Der Rosenhöfchen aber, den sie am Pfarrhause eingesetzt hatte, und dessen Entfernung der Priester durchaus nicht duldet, gedieh unter der Pflege desselben üppig. Es war eine sehr widerstandsfähige und dankbare Kletterrose, und von Jahr zu Jahr bedeckte dieselbe höher und breiter die Giebelwand. Jetzt, — Sie haben es wohl gesehen, — umschlingen die Ranken schon einen Theil des Daches. Der junge Geistliche, den man auf sein und der ihn verehrenden Gemeinde Bitten auf dieser Stelle belieh, der hier alt wurde und schließlich starb, er kannte nichts Lieberes in seiner amtsfreien Zeit, als sich mit den Rosen



zu beschäftigen. Er war freundlich gegen Jedermann und ein echter, treuer Seelsorger; nur wunderten sich die Leute, daß er gerade um die Zeit, da die Bahnhinige gestorben war, — und ihm seine Haushälterin zum letzten Male einen Strauß seiner Rosen brachte, da ging ein verklärendes Lächeln über sein müdes Antlitz, und mit dem Rufe: „Maria!“ hauchte er seine Seele aus.“

Der alte Bitter schwieg; auch mir war nicht zum Sprechen um's Herz. Endlich mahnte mein lieber Gastgeber zum Schlafengehen, da wir am nächsten frühen Morgen eine Bergpartie machen wollten. Wir tranken unsere Gläser aus, ich dankte ihm für seine Erzählung und wünschte ihm eine gute Nacht. Auf meinem Zimmer öffnete ich noch das Fenster und schaute nach der Stelle hinab, wo Maria gekniet hatte. Aber es war zu dunkel, ich konnte nichts mehr erkennen. Ich blühte zum klaren Sternenhimmel auf; eine Sternschnuppe ging gerade hernieder und zog einen feurigen Schweif nach sich. Ich wandte mich in's Zimmer zurück, während die Rosenranken am Fenster sich leise bewegten, und schloß das Fenster. Dann legte ich mich nieder und fand in der hehren, wunderbaren, mir, dem Städter, ungewohnten und doch so wohlthuenden Nachtsille bald die erwünschte Ruhe, während meine Gedanken sich verwirrten und mit dem Schläfe Traumbilder von Maria und ihren Rosen in meine Seele zogen.

Rachdruck verboten.

Die schleichenden Gifte im modernen Lebenshaushalt.

Allerhand Warnungen von Heinrich Theen.

In neuerer Zeit hat sich mehr und mehr wieder unter den denkenden Völkern die schon von den Alten gehegte Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß weniger einmalige, plöthlich einwirkende Ursachen es sind, die den Körper krank machen, sondern in den meisten Fällen langsam und allmählig sich häufende ganz unmerkliche Schädlichkeiten in der Lebensweise, welche, wenn sie sich bis zu einer gewissen Stärke aufsummiert haben, als acute Fieberkrankheit losbrechen, oder in irgend einer chronischen Form den Körper heimsuchen. Vor Allem ist es eine Anzahl von schleichenden Giften, welche unbemerkt in den Organismus eindringen und gewisse Krankheiten erzeugen, deren Ursache oft selbst dem aufmerksamsten Arzte entgeht. So lange aber die Ursache nicht erkannt ist, kann selbstverständlich auch die Krankheit nicht gehoben werden. Das Gift theilt sich dem Organismus entweder in flüssiger oder Gasform mit; die feste Form geht vor der Wirkung in die flüssige über. Durch Einführung des Giftes in den gesunden Organismus entsteht der Zustand, den man mit Vergiftung bezeichnet, womit gemeint ist eine aus der Wirkung des giftigen Stoffes entspringende Veränderung der Form- und Mischungsverhältnisse des Organismus, welche sich je nach Grad und Umfang derselben, bald nur durch vorübergehende Störung des Gesundheitszustandes, bald durch schwere Krankheit, bald durch Vernichtung des Lebens kundgibt.

Leider sind nun aber unzählige der Stoffe, mit denen wir täglich in Haus, Gewerbe, Wohnung, Kleidung u. in Berührung kommen, sowie viele unserer Nahrungs- und Genussmittel giftig oder mit giftigen Bestandtheilen verlegt, und ihre schleichende Wirkung äußert sich bei der gesammten Culturmenschenheit in einer allgemeinen Schädigung des Gesundheitszustandes, weshalb wir hier einmal diese „Schleichgifte“ näher in's Auge fassen wollen.

Am häufigsten begegnet man den Gewohnheits-Vergiftungen, das heißt der Anwendung solcher Stoffe, deren specifisch giftiger Charakter nicht geleugnet werden kann, an deren Genuß man aber durch den fortgesetzten Gebrauch geringer, sich allmählig steigender Mengen gewöhnt wird.

Neben dem Tabak und dem Alkohol spielt in dieser Hinsicht auch der Kaffee als Genussmittel durch seine eigenthümliche Wirkung auf das Nervenleben eine hervorragende Rolle. Auch hier ist es ein Gift, das die Verbreitung und Verwendung vermittelt hat, eine Substanz, die, in geringen Mengen genossen, die wohlthätigste Wirkung äußert, aber in größerer Menge den Körper zu zerstören geeignet ist. Ein Alkaloid, das „Coffein“, ist der eigentliche Träger des Wertes und der Wirkungsfähigkeit des Kaffees, ihm verdankt dieses Genussmittel seine große Verbreitung und Beliebtheit. Schon eine verhältnismäßig geringe Menge dieses Körpers ist aber im Stande, eine schädliche und sogar tödtliche Wirkung hervorzuufen. Unangenehme Empfindungen und Beschwerden, wie z. B. erhöhte Herzthätigkeit, Congestionen, Saltsäureigkeit, Zittern, Conduktionen u. s. w. nach dem Genuße sogenannten starken Kaffees sind die Folgen einer Coffein-Vergiftung. Schwächere Auszüge wirken nicht nur nicht schädlich auf den Organismus, sondern belebend und anregend.

Das wirksame Princip des Kaffees findet sich auch in den Blättern des Theestrauches. Nicht selten werden verdorbene Kaffeebohnen, welche ihre ursprünglich grüne Farbe verloren haben, ebenso verdorbene und misfarbige Theesorten künstlich wieder hergestellt und nicht immer durch Anwendung unschuldiger Farbstoffe. Giftige Kupferfarben müssen hierzu häufig herhalten. Es ist daher notwendig, sich durch Abwaschen der Kaffeebohnen oder der Theeblätter von der Echtheit der Farbe und somit der Waare selbst zu überzeugen.

Von viel geringerer Bedeutung als diese Gewohnheits-Vergiftungen und solche, die beim Betriebe gewisser Gewerbe durch den Umgang mit Giften herbeigeführt werden, sind die, welche in Folge von Unvorsichtigkeit oder Unvorsichtigkeit durch Verwechslung von Nahrungsmitteln mit giftigen Stoffen entstehen. Daß an Stelle grüner Petersilie Schierling oder Hundspetersilie in der Küche verwendet wird, kommt immerhin selten vor. Eine wesentliche Rolle bei den im Haushalte vorkommenden Vergiftungen spielen die Pilze und Schwämme, deren jetzt schon über achttausend Arten bekannt sind, von denen jedoch nur wenige als essbar gelten, die wiederum durch den Einfluß verschiedener äußerer Verhältnisse als Nahrungsmittel ungeeignet werden können. Ihre Benutzung wird auch noch durch die Gefahr der Verwechslung mit Giftpflanzen beeinträchtigt. Bei den Pilzen ist umsomehr Vorsicht nöthig, da auch viele unter ihnen sind, welche unter gewöhnlichen Umständen eine unschuldige Nahrung abgeben, an gewissen Orten, bei Ueberreife und infolge einer bereits eingetretenen Fäulnis ihrer Stoffe aber giftige Eigenschaften erlangen.

Am verbreitetsten, wenn auch nicht als Nahrungsmittel, so doch als Begleiter vieler derselben, sind gewisse Fadenpilze, die unter dem Namen „Schimmel“ allgemein bekannt sind. Diese pflanzlichen Gebilde, die sich auf den meisten Nahrungsmitteln vegetabilischen und animalischen Ursprungs entwickeln, geben denselben einen unangenehmen, widerlichen Geschmack und Geruch, berauben sie ihres Nahrungswertes und machen sie ungenießbar und schädlich.

Außer den bereits fertig gebildeten Giften giebt es in unseren Nahrungsmitteln eine Menge anderer, die irgend einem ihrer Entwicklung günstigen Umstände, einer chemischen Zersetzung u. ihre Existenz verdanken. Solche Gifte sind um so gefährlicher, als ihre Anwesenheit nicht immer durch Geruch oder Geschmack angezeigt wird. Ein solches gefährliches Beispiel ist das sich besonders in Leber- und Blutwässern erzeugende sogenannte „Wurfgift“ (Wurfsäure); es bildet sich besonders gern in ungenügend gekochten und schlecht geräuchernden, alten, gefrorenen und wieder aufgetauten Würsten. Diefem schließen sich, ebenfalls als Product einer chemischen Zersetzung, in den Fischen das nicht minder gefährliche „Fischgift“ und im Käse das „Käsegift“ an. Da die Entstehung und das Wesen dieser Gifte noch nicht genügend erforscht ist, so hat man sich namentlich zu hüten vor sehr feuchten und hervorstechend sauer riechenden, vor schimmeligem oder mit farbigen Flecken versehenen Käse, sowie vor Fischen, welche durch Koffeinförner betäubt wurden und welche schlecht eingefaselt oder geräuchert sind; auch Fische, die in Gewässern sich aufhielten, in denen man Hans und Flachs röstet, oder nach denen Blei-, Arsenit- und Quecksilbergerüche einen Abfluß haben, können krankhafte Erscheinungen veranlassen. Das Brod kann besonders durch Gehalt an Mutterkorn, walzenförmiger, meist etwas gekrümmter und dreilantiger, bis 3 Centimeter langer, äußerlich bräunlicher oder schwarzvioletter, innerlich hellgrauer Körper, gefährlich werden. Mutterkorn-Vergiftungen sind schon manchmal als Volksleiden aufgetreten und mit dem Namen Kriebelkrankheit, krummer Jammer, Ziehe, ziehende Seuche, Steifkrampf, Krampflucht, Brandseuche u. belegt worden. Auch des Baden in einem Ofen, der mit gift-haltigem Feuerungs-Material (Holz mit arsenikgrüner Farbe, Eisenbahnschwellen, die mit Quecksilberlack imprägnirt sind), geheigt wird, kann das Brod giftig machen. Ferner entwickelt sich in den Keimen der Kartoffeln ein giftiger, betäubender Stoff (Solanin), und deshalb müssen die Keime vor dem Kochen der Kartoffeln entfernt werden, da sonst leicht Vergiftungen stattfinden können.

Zu diesen mehr oder weniger zufälligen Giften gehören auch die, welche durch Verfälschungen von Nahrungsmitteln mit schädlichen Substanzen in's Haus gebracht werden, sowie ferner die, welche durch Unsauberkeit oder Sorglosigkeit im Hause selbst erzeugt werden. Es sind in der letzten Zeit mitunter Würste in den Handel gekommen, die betrügerischer Weise mit Anilin, welches in den meisten Fällen arsenikhaltig ist, roth gefärbt waren. Zunderbäder-Waaren, wenn sie angefault oder in buntes Papier eingewickelt sind, auch gefärbte Obstaten, Bünnen durch giftige Farben (besonders gelbe, grüne und rothe) nachtheilig werden. Auch das graue Wäschpapier muß fern von Schwaaren bleiben, da es meistens Arsenit, Kupfer und Blei enthält.

Auf die Geräthschaften, welche beim Bereiten und Aufbewahren von Nahrungsmitteln gebraucht werden, ist ebenfalls große Aufmerksamkeit zu verwenden, weil dieselben nicht selten den Speisen und Getränken schädliche Eigenschaften mittheilen können. Am häufigsten bringt kupfernes oder kupferhaltiges Geschirr Nachtheil, weil sich in diesem leicht der giftige Grünspan bildet. Solche Gefäße sind zur Aufnahme eines jeden Körpers, namentlich zur Aufnahme einer jeden Flüssigkeit durchaus ungeeignet. Dasselbe gilt vom Messing (Kupfer und Zinn), Neusilber (eine Legirung aus Kupfer, Zink und Nickel) und Weißzinn (Zinn und Quecksilber); auch Bünnen verzinnte Kupfergeschirre, Glanzzinn, galvanisch verfertigtes Neusilber oder Messing, sowie auch alle angestrichenen Gefäße (besonders Wassereimer), Vergiftungen hervorgerufen, weshalb man beim Umgang mit solchen Sachen stets das Auge offen zu halten hat.

Noch mehr Vergiftungen als durch diese Gegenstände werden durch die Bleigeschirre hervorgerufen. Das Blei, als Metall verschluckt, übt keine besondere giftige Wirkung aus, indem es in metallischer Form ebenso wieder aus dem Körper ausgeschieden wird. Kommt es dagegen mit Luft, Wasser, Milch, Suppe, und namentlich mit bestimmten sauren Flüssigkeiten in Berührung, so verwandelt es sich in ein giftiges Salz, das Kohlensäure Blei-Dryd. Man glaubte früher, das einzige giftige Weisalz sei das kohlen-saure Blei, aber jetzt weiß man, daß es jede Bleiverbindung ist, und daß alle Weisalze Gifte sind, sobald sie durch die Haut, durch Mund und Nagen, oder durch Nase und Lunge dem Organismus zugeführt werden.

Eine der nichtsnützigsten Arten von Blei-Lnng in der Haushaltung ist der Gebrauch sogenannter „zinnerner“ Geschäfte, die nicht von Zinn, sondern von Blei sind. Das Krankheitsbelend und Stiechtum, welches durch den Gebrauch dieser Geschäfte in den niederen Volksklassen und am Dienstbotensich der Herrschaften erzeugt wird, ist ein unberechenbar großes. Die gesundheits-schädlichen Döffel kennzeichnen sich schon oberflächlich dadurch, daß sie, an einander geschlagen, keinen richtigen Klang wie die echten zinnernen Döffel geben. Dann sind diese Döffel rauh und glanzlos, und stets mit einem Häutchen von kohlen-saurem Blei-Dryd bedeckt; sie biegen sich wie Wachs, und man kann mit ihnen schreiben und zeichnen, wie mit dicken Bleistiften. Wird dieser wichtige Haushaltungs-Artikel, wie das oft vorkommt, in sauren und heißen Speisen liegen gelassen und täglich abgeseht, so entstehen fast immer die Symptome der Bleivergiftung, und der aufmerksamste Arzt kommt schwerlich auf die Grundursache des Leidens seiner Patienten. Küchenlöffel, auch verzinnte eiserne Döffel und Compositions-Metalle aller Art taugen nichts mehr, seitdem solche billiger fabricirt werden, um die guten Döffel aus rein klingendem Bantajinn zu verdrängen. Jene Döffel mit dem silber-scheinigen Ueberzug sind überaus schädlich, da neben Blei auch Zink und Wismuth in der Legirung enthalten sind. Im Ungläubigen, deren es noch so viele giebt, und welchen die rationalen Nachweise von Krankheitsursachen als Hirngespinnste erscheinen, einen Beweis zu geben, daß die oben erwähnten Thatfachen auf experimentalen Nachweisen beruhen, möge man folgenden Versuch anstellen: Man esse einen Teller saurer Milch mit einem bleiernen Döffel, und man wird nachher einen metallischen Nachgeschmack am harten Gaumen spüren, ähnlich wie wenn man aus einer bleiverzinnnten Kanne Wasser getrunken hat.

Außer den Döffeln und den bleihaltigen Metallgeschirren mit metallischem Aussehen enthalten noch viele andere Gegenstände der Haushaltung Weisalz, welches durch allmählichen Gebrauch ausgeht werden kann. Die Preßglas-Geschirre, die zu Trink- und Speisegeräthen verwendet werden und allenthalben als geschützte Waare im Handel sind, enthalten nicht weniger als 33 Procent Bleiglätte. Wenn auch das Auslaugen des Bleies aus diesen Geschirren weniger leicht von Statten geht, so sollten dieselben doch niemals zum längeren Aufheben von Essiggurken, Zwiebeln, eingemachten Früchten und Compoten, namentlich aber nicht als Salatgeschäfte gebraucht werden. Weiter enthalten die meisten irdenen Geschirre, Töpfe und Thonwaaren Weisalz. Irdene Glasuren, welche aus Kieselerde, Thonerde und Alkalien bestehen und am Porzellan und Steingut verwendet werden, sind durchaus nicht gesundheits-schädlich, dagegen können bleihaltige Glasuren, aus Bleiglantz und Lehm entstanden, und Email-Glasuren Veranlassung zu schleichernder Vergiftung geben. Will man sich überzeugen, ob ein

Geschirr nach den richtigen, gesundheits-gemäßen Gesetzen der Technik glazirt ist, so muß man es vor der erstmaligen Benutzung mit Essig füllen, letzteren acht bis zehn Stunden in den Töpfen stehen lassen, dann denselben herausnehmen und einige Tropfen Schwefel-Ammonium zugeben, welches man in jeder Apotheke zu billigem Preise haben kann. Wenn sich dann kein schwarzer Niederschlag oder keine hellbraune Färbung zeigt, so sind die Töpfe als der Gesundheit nicht gefährlich zu betrachten, da kein Weisalz durch den Essig ausgelaugt worden ist.

Es ist für das Zustandekommen einer Vergiftung durchaus nicht Bedingung, daß das betreffende Gift durch Vermittelung des Ragens sich dem Organismus mittheile; die Aufnahme giftiger Stoffe in die Luftwege ruft ebenfalls die giftige Wirkung hervor. Bei der Aufnahme in die Luftwege, also durch Einathmen, kommen die gas- und dampfförmigen Gifte, und unter diesen in der Haushaltung vorzugsweise „Kohlen-Dryd“ und „Leuchtgas“ in Betracht. Bei vollständiger Verbrennung kohlenstoffhaltiger Körper nimmt der Kohlenstoff zwei Gewichtstheile Sauerstoff aus der Luft auf und wird zur Kohlensäure. Ist die Verbrennung aber nicht vollständig, das heißt wird nicht so viel Sauerstoff zugeführt, als zur Bildung der Kohlensäure notwendig ist, so kann der Kohlenstoff nur einen Gewichtstheil Sauerstoff aufnehmen und das Product der Verbindung heißt alsdann „Kohlenoxyd“. Dieses, ein farb-, geruch- und geschmackloses Gas, ist dem Leben noch feindlicher als die Kohlensäure an und für sich und hat schon sehr oft Schlafenden den Tod gebracht. Es entwickelt sich am leichtesten in Zimmern, sobald beim Glühen von Kohlen im Ofen die Ofenklappe zu früh geschlossen wird, was leider trotz der vielen Unglücksfälle nur zu oft noch geschieht. Ebenso lassen bis zur Gluth erhitzte eiserne Ofen oder Ofentheile, auch Röhren in der Wand der Ofen dieses giftige Gas durch. Auch in anderen Fällen, wo eine vollkommene und langsame Verbrennung (mit erloschener Flamme) vor sich geht, wie beim Glühen von Holz, Torf u. einfachen Feuer auf Kohlenpfannen, -Becken und -Töpfen, niedrig geschraubten Lampenflammen, Kohlenplättchen u. dgl. bildet sich Kohlenoxydgas, dessen Gegenwart sich leider nur wenig bemerklich macht und mit Sicherheit meist nur schwer nachzuweisen ist.

Das Leuchtgas, welches oft Kohlenoxydgas enthält und deshalb ebenfalls sehr giftige Wirkung haben kann, ist in der neueren Zeit, in welcher man auch in Privat-Wohnungen Gasbeleuchtung hat, schon öfters die Ursache zur Erstidung gewesen. Denn nicht nur aus offengebliebenen Gasbrennern, sondern auch aus schadhafte Gasröhren (sogar aus solchen, die in der Nachbarschaft eines Hauses liegen), kann Gas in die Zimmer eintreten. Glücklicherweise verräth sich dies Gas durch seinen üblen Geruch.

Auch schädliche saure, scharfe und mineralische Dämpfe, z. B. von Chlor, salpetriger und schwefeliger Säure, Brom, Ammoniak, Phosphor, Quecksilber, Blei, Arsenit u. dergl., mischen sich bei gewissen Beschäftigungen und Gewerben der einzuathmenden Luft bei und sind der Gesundheit äußerst nachtheilig.

Bei der durch die Luftwege stattfindenden Einführung von Giften spielen sodann die giftigen Farben, die in gasförmigen Zustände oder in Form feinen Staubes sich dem Organismus mittheilen, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Ihre Zahl ist Legion.

Vorzugsweise sind es die grünen Farben, die durch ihren Gehalt an arseniger Säure sich auszeichnen und leicht schädlich werden können. Die den Damen wohlbekannten grünen Ballkleider (Larlatane) und Ballkränze sind großentheils mit Scheel'schem oder Schweinfurter Grün gefärbt; diese Farbstoffe sind nur lose aufgelegt und fliegen bei der geringsten Reibung in Staubwolken ab. In der letzten Zeit sind verschiedene Fälle bekannt geworden, in welchen mit arsenikhaltigen Anilinfarben gefärbte rothe, violette und braune wollene Stoffe und Garne (Unterjacken, Strümpfe) Vergiftungs-Erscheinungen hervorgerufen haben. Auch vor den grünen Spielwaaren, besonders den in neuerer Zeit so sehr beliebten gefärbten Summi-Artikeln, welche vornehmlich Zinn-Verbindungen enthalten, und vor dem gefärbten amerikanischen Ledertuche, welches als Verdeckung an Kinderwagen, sowie zu Bettunterlagen häufig benutzt wird, wollen wir an dieser Stelle warnen.

Gleich schädlichen Einfluß auf die Gesundheit haben der Anstrich der Zimmerwände, Fenstervorsätze und Fliegenfenster, und die Tapeten, zumal in noch neuen und feuchten Wohnungen, da sie oft arsenit- und kupferhaltig sind. Große Vorsicht ist auch bei dem Gebrauche grüner Lampenschirme, Rouleaux, grün gefärbter Lichte u. s. w. nöthig.

Außer diesen Farben kommen noch solche in Betracht, die als Schminke der Haut aufgetragen und so unter dieselbe und in das Blut getrieben werden. Auch die Anwendung des rothen und zinnober gefärbten Siegelwachs hat ihr Bedenken, weil beim Brennen desselben Quecksilberdämpfe entstehen, deren fortgesetzte Einathmung unmöglich wirkungslos bleiben kann.

Alle die hier angeführten Gifte in Wohnung und Nahrung sind meist in ihrer Wirkung schleichernder Natur, und es ist deshalb um so größere Vorsicht nöthig, um sie rechtzeitig zu entdecken und unschädlich zu machen.



Rachdruck verboten.

Der Marktplatz zu Kassel. Von H. Siebel. Siehe die Abbildung, Seite 169. — Kassel, die Hauptstadt von Hessen-Kassan, gehört seiner Lage und Bauart nach zweifellos zu den schönsten Städten Deutschlands. Besonders zeichnet sich die Oberstadt, die seiner Zeit von französisch-reformirten Emigranten angelegt wurde, durch ihre breiten und geraden Straßen, ihre schönen Plätze und architektonisch sehenswerthen Häuser aus. Das Siebel'sche Bild giebt einen Begriff von dem fast holländisch sauberen Anblick, den Kassel gewährt.

Prinz Friedrich August von Sachsen und seine Braut, Louise Antoinette, Erzherzogin von Toskana. Siehe die Portraits, Seite 172. — Prinz Friedrich August, Chef des 5. sächsischen Infanterie-Regiments Nr. 104, wurde am 25. Mai 1845 geboren und ist das zweite Kind. — seine Schwester Mathilde des zwei Jahre älter, — des Prinzen Georg von Sachsen, Bruders des regierenden Königs, und seiner verstorbenen Gemahlin Maria Anna, Infantin von Portugal und Algarbien. Seine Verlobte, Luise Antoinette Maria, geboren am 2. September 1870 zu Salzburg, führt den Titel einer Erzherzogin von Toskana; ihr Vater, Ferdinand IV., erließ auf das vom 22. März 1860 datirte Decret Victor Emanuel, die Vereinigung Toskana's mit dem Königreiche Sardinien betreffend, von Dresden aus vier Tage später einen Protekt. Die Erzherzogin gehört der Linie Gabsburg-Lothringen des österreichischen Herrscherhauses an und stammt aus der zweiten Ehe ihres Vaters mit der Erzherzogin Alice, Tochter des Herzogs Carl III. von Parma.



**Gaud aus Pierre Loti's „Islandfischern“.** Von Dora Hix. Siehe die Abbildung, Seite 173. — Wer kennt nicht Pierre Loti's wunderbar poetische Dichtung „Der Islandfischer“? Ein Buch ohne den Reiz der Spannung, aber von einer so packenden Wahrheit und Anschaulichkeit, einer solchen Feinheit der Beobachtung und in so klassischem Stile geschrieben, daß man es mit Recht zu den Perlen der Weltliteratur zählen kann. Der in einem verlorenen Winkel Frankreichs hausende, seinem gefährlichen Gewerbe muthvoll und wagemuthig nachgehende Stamm der bretonischen Fischer, die alljährlich im Februar nach Island ziehen, um dort den Stockfischfang zu betreiben, hat in Pierre Loti einen Schilderer gefunden, dem es gelang, jenen sturmstehen Männern ein unvergängliches Denkmal zu setzen. In den kurzen Monaten, welche die Islandfischer daheim zubringen, pflegt sich der Roman ihrer Liebe und das Jhüll ihres Familienglücks abzuspülen; später hatten dann Frauen und Mädchen sehnsüchtig der Wiedertehr der Männer, — und wie viele hatten vergebens! Auch Gaud Movel, die Gattin Jan Coas', den nach sechsstägiger Ehe ein harter Verus aus ihren Armen führte, schaut sehnsüchtig auf das Meer hinaus; noch hofft sie, denn noch fehlen die letzten beiden Island-Fahrzeuge, — sie will und will nicht glauben, daß er, den sie liebt, Hochzeit mit dem Meere gehalten hat. . . . Monde verfließen, und immer wieder kehrt Gaud zum Meeresstrande zurück, — hoffend und hartend. . . . Es wirkt tief erschütternd, wie Loti das verzweiflungsvolle Wehren der jungen Frau gegen die fürchterliche Ueberzeugung vom Tode ihres Jan zu schildern verstanden hat. Man lese es selbst; der Roman ist bei Calmann Levy in Paris und in musterhafter Uebersetzung von Carmen Seyva, bei Strauß in Bonn erschienen. Die Lectüre des kleinen Wertes giebt auch das beste Verständniß für das rührende Bild unserer Malerin.



**Unsere Gesellschaftessen.**

Einfaches Mittagessen für November.

**Speisenfolge:**

- Bouillon mit Garbure von Wirsingkohl.
- Gedämpfter Hecht mit Bratkartoffeln.
- Sautierter Rosenkohl. Kalbsröllchen.
- Gebatene Kalbsleule. Feiner Kartoffelsalat. Gedünstete Birnen.
- Weingelée.
- Butter und Käse. Nachtsich.

**A. Recepte für das Mittagessen.**

1. Garbure von Wirsingkohl. Mehrere kleine Köpfe Wirsingkohl theilt man in zwei Hälften, wäscht sie und läßt sie in siedendem Salzwasser unbedeckt einige Male überwallen. Dann kühlt man sie, drückt sie fest aus, entfernt die dicken Blattrippen und dämpft den Kohl in Butter nebst etwas Fleischbrühe, mit Salz und Muskatnuß weich. Gleichzeitig schneidet man etwa drei Milchbrode in Scheiben und röstet sie im Ofen lichtgelb, schneidet auch kleine Scheiben von Kalbfleisch und dämpft sie in Butter gar und festig. Dann streicht man eine Porzellanform, die Hitze vertragen kann, dick mit Butter aus und schiebt, mit Kohl beginnend und mit Brodscheiben endigend, abwechselnd Kohl, Fleisch- und Brodscheiben hinein. Man begießt das Ganze mit 3 Eßlöffeln Bouillon, bestreut es mit Parmesanfäse, belegt es mit kleinen Butterstückchen und bäckt die Garbure im mäßig warmen Ofen 3/4 Stunden. Dann theilt man sie in der Schüssel in Streifen und giebt sie apart zu klarer Fleischbrühe.

2. Gedämpfter Hecht. Man muß zu diesem Gericht den Hecht mit scharfem Messer von den Schuppen und der oberen dunklen Haut befreien, sodas nur die innere feine Haut über dem Fleische bleibt. Ist dies geschehen, so nimmt man den Fisch aus, wäscht ihn und steckt den Schwanz in's Maul. Nun wählt man eine Kasserole nach der Größe des Fisches, zerläßt in ihr 125 Gr. Butter, legt den Hecht, nachdem er gesalzen worden, hinein und fügt eine zerhackte Zwiebel, einige Lorbeerblätter, sechs Eßlöffel dicke saure Sahne, etwas Sardellenbutter und ein wenig Citronensaft hinzu, stellt alsdann das Gefäß auf eine heiße Platte, legt einen Deckel mit Kohlen darauf und dämpft den Fisch langsam eine halbe Stunde. Der Hecht wird auf runder Schüssel angerichtet, mit der durchgeseihten Sauce übergossen und mit einem Kranze von Bratkartoffeln umgeben.

3. Kalbsröllchen bilden eine ebenso hübsch aussehende, wie auch wohlsmekende Beilage zu feinen Gemüsen. Man schneidet aus der Keule 4 Cent. breite und 20 Cent. lange, messerrückendicke Scheiben, legt sie etwa eine Stunde in eine Marinade von Weißwein, Citronensaft, Zwiebeln, Gewürz und Salz und bestreicht sie nach dem Abtrocknen mit einer Kalbfleisch-Farce, die man aus den feingewiegten Abfällen der Schnittchen mit etwas Speck, einigen Sardellen, zwei Eiern, Gewürz, saurer Sahne und geriebenem Brod bereitet hat. Die Scheiben werden fest aufgerollt, unwickelt und ringsum mit feinem Speckstreifen gespickt. Eine Kasserole wird mit Speckscheiben ausgelegt, einige Eßlöffel Fleischextract-Bouillon werden zugegossen, die Röllchen hineingelegt und nun langsam gar gedämpft. Man bestreut die Röllchen von den Fäden, schneidet sie der Länge nach durch, bestreut sie abwechselnd mit gewiegter Pökelzunge, geriebenem Eigelb, gehacktem Eiweiß, gewiegter Peterflie und gehackten Trüffel und legt sie im Kranze um den in der Mitte der Schüssel angerichteten Rosenkohl.

4. Feiner Kartoffelsalat. Bei keinem Salat wird in der Bereitung öfter gefehlt, als beim Kartoffelsalat, für den ich nach zahlreichen verschiedenen Erprobungen die nachstehend angeführte Bereitungsweise als die bewährteste empfehlen möchte. Man kocht gute Salatkartoffeln in der Schale weich, schält sie, schneidet sie in gleichmäßige Scheiben, bestreut sie mit Pfeffer und Salz und übergießt sie mit einer Tasse Livorner Salatöl, mit dem man sie einige Male schwenkt. Guten Weinessig vermischt man alsdann mit einigen Eßlöffeln kochenden Wassers, einer großen Messerspitze feinem Zucker, einer zerriebenen Zwiebel und drei kleinwürfelig geschnittenen, pflaumenweich gekochten Eiern. Nun mischt man die Kartoffelscheiben darunter, füllt den Salat in Glasschalen, garnirt ihn abwechselnd mit Häuschen grüner Kresse und kleinen marinierten Pflanzknöllchen, was vorzüglich zu dem Kartoffelsalat mundet, und läßt den Salat einige Stunden durchziehen, ehe man ihn servirt.

**B. Restverwendungen.**

1. In der übrig gebliebenen Bouillon, die man durch in siedendem Wasser aufgelösten Fleischextract vernebelt, kocht man drei bis vier große Eßlöffel von in Butter geröstetem Sries gar und sämig, fügt dann Muskatblüthe, reichlich gewiegte Peterflie

und etwa fehlendes Salz, sowie den übrig gebliebenen Rosenkohl hinzu, zieht die Suppe mit drei mit Sahne verquirlten Eigelben ab und giebt in Butter geröstete Brodwürfel (von den Brodresten geschnitten) hinzu, die man vor dem Anrichten mit geriebenem Parmesanfäse bestreut. Man nennt diese Suppe Klosterfuppe und kann auch verlorene Eier in sie einlegen, doch legirt man sie dann nicht mit Eigelb.

2. Romanische Schnittchen, die ein gutes Eingangsgemisch nach der Suppe geben, stellt man aus dem Suppenfleisch und dem Rest der Garbure her. Die Garbure schneidet man in Scheiben, wendet sie in Ei und Milchbrod und brät die Scheiben bräunlich. Inzwischen kocht man Reis in Fleischbrühe weich und schneidet aus Rastebrod runde Scheiben, die man im Ofen wenig röstet. Dann wiegt man das festigste Suppenfleisch nebst etwas Pökelzunge, Speck, einigen Eßlöffeln und einer Charlotte fein, vermischt es mit einigen Eiern, einigen Eßlöffeln saurer Sahne, einem Guß Portwein, Salz und Pfeffer und erhitzt die Masse in heißer Butter. Auf die Brodscheiben legt man erst einen Reiserand, füllt dann die Mitte mit der Fleischmasse, legt eine Scheibe der Garbure obenauf und bedeckt Alles wieder mit einer Schicht Reis. Man bestreicht die Schnittchen mit zerlassener Butter, in der man ein Ei verquirlt hat, bestreut sie mit geriebenem Brod und bäckt sie im Ofen lichtbraun.

3. Hechtstrigeln. Das Fleisch vom übrig gebliebenen Hecht wird behutsam abgelöst und fein gewiegelt, mit 50—80 Gr. zu Schaum gerührter Butter (die Menge richtet sich nach der Quantität der Fischreste), 2—4 Eidottern, 1 ganzen Ei, etwas feinem Pfeffer und einem in Milch geweichten, ausgedrückten Weißbrod vermischt. Aus dieser Masse formt man daumenbreite, fingerlange Strigeln, wendet sie erst in zerlassener Butter, dann in einer Mischung von geriebener Semmel und geriebenem Parmesanfäse um und bäckt sie in Backfett lichtbraun. Man reicht zu diesen Hechtstrigeln die folgende Meerrettigsauce und giebt noch Salzkartoffeln nebenher. Für die Sauce reibt man den Meerrettig sehr fein, reibt ein Stückchen Zucker an Citronenschale ab, köcht ihn, reibt auch einen säuerlichen Apfel auf dem Reibeisen und verrührt dies mit Essig und kalter Fleischbrühe über gelindem Feuer zu dicker Sauce, welche man vor dem Anrichten mit Salz und Pfeffer würzt und nach Gefallen mit einem Glase Kochwein verzieht.

4. Kalte Kalbsröllchen. Man schneidet die halbierten Kalbsröllchen noch einmal durch, bereitet alsdann eine gute Mayonnaise, wendet jeden Theil in ihr um, schiebt sie zierlich auf, umgiebt sie mit einem Kranze von mit Del, Essig und Salz angemengtem Endivienalat und füllt über das Ganze von der Mayonnaise. Bei kleinen Abendessen giebt dies eine hübsche Schüssel, die noch gewinnt, wenn man die Röllchen auf einen Boden Kaviar setzt und die Oberfläche ebenfalls mit Aspice übergießt. Man giebt die Mayonnaise-Sauce dann nebenher und kann die Schüssel oben nach Geschmack und Gefallen mehr oder weniger reich garniren.

4. Fleischpudding. Die Reste des Kalbsbratens wiegt man fein und bereitet für 500 Gr. gewiegten Fleisches ein Mährei von 3 Eiern, vermischt dies sofort mit dem Braten und fügt dann nach und nach 4 Eigelb, 1 geriebene Charlotte, Salz, Pfeffer, Muskatnuß, 6 Eßlöffel süße Sahne, ein eingeweichtes, wieder ausgedrücktes Milchbrod und 100 Gr. gewiegten gekochten Schinken hinzu. Wenn Alles gut mit einander vermischt ist, zieht man den steifen Eierschaum der vier Eier hindurch, füllt die Masse in eine vorbereitete Form und kocht den Pudding im Wasserbade 1 1/2 Stunden. Man füllt ihn und giebt eine braune Krastfauce nebenher, zu der man die Reste der Bratensauce vortrefflich verwenden und der man durch einen Zusatz von etwas Liebig's Fleischextract bei etwaigem Mangel von Fleischbrühe die nöthige Kraft verleihen kann. — Den übrig bleibenden Fleischpudding kann man auch kalt sehr wohl benutzen; er mundet dann ebenfalls vortrefflich, zumal wenn man einen Tatarer-Beißig dazu giebt. So ist er eine gute Schüssel für den Theetisch.

5. Gefchlagener Pudding. Man schlägt ein Viertel Liter süße Sahne zu steifem Schaum und würzt ihn mit Vanillezucker und einem Gläschen Maraschino-Liqueur. Dann füllt man das übrig gebliebene Weingelée in eine große, weite Schüssel und schlägt es mit der Schaumröhre so lange, bis es sich in eine gleichmäßige flodige Masse verwandelt hat, die sich gut mit dem feinsten Sahneschaum vermischen läßt. Man füllt die Masse in Kristallschalen und verzert den Pudding mit verschiedenen eingemachten Früchten. Luise Dolle.

**Zum Feste.** — Das Weihnachtsfest wirft bereits seine wärmenden und erleuchtenden Strahlen voraus in die kalten, dunklen Wintertage. Wie viel wird nicht schon jetzt vorbereitet und zusammengetragen, wie emsig regen sich überall fleißige Hände um Nüchliches und Schönes zu schaffen, wie ängstlich sind sie bemüht, Alles in den dichten Schleier eines undurchdringlichen Geheimnisses zu hüllen, der erst unter den strahlenden Kränzen des Christbaumes gelüftet wird, wenn die im Verborgenen vorbereiteten Geschenke auf dem hell beleuchteten Weihnachtsstisch ausgebreitet liegen. Gerade in der jetzigen Zeit fleißiger Thätigkeit und des Sinnes und Grübelns, womit man liebe Angehörige erfreuen könnte, wird Vielen eine neue und schnell fördernde Arbeit, die, so einfach sie ist, doch in das Gebiet der Kunst hinübersteigt, willkommen sein, und ihnen Anregung zur eigenartigen Ausschmückung von vielen hübschen und brauchbaren Dingen geben. Es handelt sich um eine Art Radir- oder Gravirarbeit, ähnlich dem früher sehr beliebten Radiren des Porzellans, nur geschieht das Auskratzen auf Metall, das mit einem schon eingebraunten, schwarzen Ueberzug versehen ist; daher ist nach Vollendung der Arbeit kein weiteres Einbrennen oder Nacharbeiten mehr erforderlich. Alle beliebigen Metalle: Zint, Kupfer, Messing, Nickel zc. können einen solchen dunklen Grund, der sich wie gemaseretes Holz ausnimmt, erhalten, von dem sich dann die austradirteten Stellen in der bestreuten Metallfarbe wirkungsvoll abheben. Der Contrast des stumpfen, dunklen Fonds und der glänzenden und blank hervortretenden Musterfiguren bringt einen eigenartigen Reiz hervor. Ueberwiegend wird



Zint und Messing benutzt; letzteres Metall zeichnet sich durch seinen warmen, goldigen Schimmer aus, während die Zeichnung auf Zint noch effectvoller wirkt und fast wie eine Einlage von Perlmutter erscheint. Einen sehr feinen, reizvollen Einbruch kann man auch durch den rötlichen Ton des Kupfers erzielen, doch kommt dies schöne Metall seines höheren Preises wegen seltener zur Verwendung. Die Herstellung des schwarzen Ueberzuges ist das Geheimniß des Erfinders, des Optikers und Mechanikers Wolfshmidt, Berlin SW, Friedrichstr. 200. Derselbe führt ein reichhaltiges Lager aller erdenklichen, für diesen Zweck geeigneten Metallgegenstände, auch mit bereits vorgezeichneten und angefangenen Mustern. Wie wichtig die Wahl eines Modells ist, wissen unsere kunstfertigen Veseinerinnen gar wohl; es wird ihnen nicht schwer fallen, aus der großen Fülle der in unserer Zeitschrift gegebenen schönen und geschmackvollen Vorlagen für jeden Zweck eine geeignete zu finden, zusammenzustellen oder auch selbständig zu entwerfen. Das Aufzeichnen bietet keine Schwierigkeit, da der Grund jeden Bleistiftstrich annimmt; es kann aus freier Hand oder auch mit Pauspapier geschehen. Zum Radiren bedient man sich eines kurzen, handlichen Federmessers mit guter Spitze. Zunächst werden die Contouren scharf und bestimmt eingeritzt; dann geht man an die weitere Ausführung der Arbeit, die leicht, mühelos und schnell von Statten geht; sie wird natürlich um so schöner und künstlerischer wirken, je mehr sie Formenreue und Zeichentalent bekennt. Die Strichlage richtet sich ganz nach der Vorlage, es dürfen durchaus nicht alle Musterfiguren — Blätter, Blüten, Arabesken, — gleich hell gehalten werden, sondern der Grund muß überall als Schattenton mitsprechen, wenn eine feine Wirkung erzielt werden soll. Nach Vollendung der Arbeit reibt man sie mit einem Lappchen und einigen Tropfen Del ab, um der dunklen Grundfläche einen stumpfen, matten Glanz zu verleihen. D. A.



**Fragen.**

- Glacé-Handschuhe.** — Lassen sich Glacé-Handschuhe noch auf andere Weise als mit Benzin reinigen, dessen Geruch mir sehr unangenehm ist? Mathilde K., bei Luckenwalde.
- Schrotbrod.** — Kann mir eine freundliche Veseiner Anweisung zur Herstellung von Schrotbrod geben? Pauline S., Liegnitz.

**Antworten.**

(Auf die besälligen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Reinigen von Delbildern (152).** — Ich habe in der „Illustr. Frauen-Zeitung“ des öfteren über das Reinigen von Delbildern gesprochen. Der Dilettant muß in dieser Beziehung sehr vorsichtig sein, da bei ungeschickter Anwendung schärferer Mittel das Bild zweifelsöhne zu Grunde geht. Man reibe vorerst mit dem Finger in kreisförmiger Bewegung auf dem Gemälde so lange, bis sich ein feiner, etwas spitztriger Staub ergibt. Diesen Staub blase man nicht ab, sondern verwende denselben als weiteres Schleifmaterial; er besteht nämlich aus dem über das Bild aufgetragenen Firniß oder Lack und es kommt darauf an, diesen Lack, auf welchem bekanntlich alle Unreinlichkeiten liegen, abzunehmen. Schleifmittel, ossa sepiä, gepulverter Bimsstein zc. sind ganz unzulässig, da sie die pastosen Stellen der Bilder angreifen, in den Tiefen aber den Firniß liegen lassen. Ist das Gemälde nicht zu groß, so lasse man es sich nicht verdrießen, mit dem bloßen Finger zu schleifen, im anderen Falle kann man einen hirsch- oder rehlernen Handschuh anziehen, keinesfalls aber soll man etwa einen Schleifballen machen, da ein solcher seinen Zweck nie erfüllen kann. Man achte ferner darauf, nicht zu stark aufzudrücken, damit man den Blendrahmen, auf welchen das Delbild aufgezogen ist, nicht etwa durchdrückt, was sehr störend wirkt.

Ist der Firniß entfernt, so nehme man eine gewöhnliche Küchenzwiebel, schneide sie in zwei Theile und reibe das Bild vorsichtig mit der weichen, nassen Seite der Zwiebel solange ab, bis diese selbst keine Unreinlichkeit mehr zeigt. Dann wird das Bild von den Unsauberkeiten, welche die Zwiebel etwa zurückgelassen hat, gesäubert, trocken abgewischt und von neuem gefirnißt. Der Firniß muß sehr dünn, mittelst eines breiten, langhaarigen Pinsels aufgetragen werden; vorher versäume man nicht, den Blendrahmen vorsichtig anzudrücken, damit sich die Leinwand spanne, etwaige Erhöhungen besuche man an der Rückseite mit Wasser, die Fläche der Bilder soll immer eine möglichen ebene sein.

Koller u. Comp. in Wien und Dr. Friedrich Schönfeld in Düsseldorf liefern vortrefflichen Mastix-Firniß, welcher dem Damar-Lack unbedingt vorzuziehen ist, da letzterer einen zu scharfen Glanz hat. R. G. in Innsbruck.

**Flecke in Photographien (88).** — Gestatten Sie mir auf die Antwort in Nr. 17 noch eine kurze Bemerkung. Die dort angegebenen Ursachen über Flecke in den Photographien mögen zutreffend sein; beim Chromo-Ausmalen aber liegt meist die Schuld nicht an der Photographie und dem Papier, sondern am Aufkleben. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß die kleinen Flecke und Pünktchen, die sich ja leider nur zu leicht einstellen und die Wirkung beeinträchtigen, besonders frühzeitig und zahlreich auftreten, wenn das Klebemittel mit dem Holzspatel nicht genügend angedrückt ist. Je sorgfältiger dies geschieht, um so weniger wird sich der benutzte Uebelstand bemerkbar machen. Ich habe übrigens auch statt der Pasta Weizenstärke versucht und damit gute und bisher fleckenlose Bilder erzielt. Bei der käuflichen Pasta ist stets auf guten Verschluß zu achten, weil sie sich sonst leicht verflüchtigt. J. D., Berlin.